

**Männlichkeit und Tauglichkeit  
Die Militär-Urszene bei Heinrich und Thomas Mann**

I.

„Warum wollen Sie eigentlich nicht Soldat werden?“, wird Siegfried Kracauers Romanheld Ginster nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs von misstrauischen Zeitgenossen wiederholt gefragt. Stets entschuldigt er sich mit einem verlegenen „Vielleicht könnte man“ und „ich meine nur ...“;<sup>1</sup> ganz im Stile des von Herman Melville geschilderten zögerlichen Lohnschreibers Bartleby, beantwortet die Frage also ausweichend und auf-schiebend. In Kracauers Roman *Ginster* geben die Prozeduren der Musterung und Einberufung ein wiederholt durchgespieltes Szenario ab. Dabei wird der Held zunächst aus unklaren Gründen verschont beziehungsweise gar nicht erfasst, sodann mehrfach und über Jahre hinweg zurückgestellt, ein ums andere Mal von seinem Arbeitgeber als unabhkömmlich reklamiert, da er an Konzeption und Anlage eines großen Heldenfriedhofes mitwirken müsse. Erst im vorletzten Kriegsjahr wird Ginster zu einem mehrmonatigen Ausbildungslehrgang nach Köln aufgeboten, kann aber auch hier zum Kasernenleben eine bemerkenswerte Distanz halten. Es sind die Kniffe eines Schelmenromans, mit welchen sich dieser Held durch die Kriegszeit laviert und aus ironischem Augenwinkel die hohlen Pathosformeln der Mobilmachung und des militärischen Durchhaltens kommentiert.

Mit der allgemeinen Mobilmachung vom Sommer 1914 schlug den Männern im wehrfähigen Alter die Stunde ihrer erneuten Musterung und ließ damit, für die meisten jedenfalls, früher gemachte Erfahrungen mit dem Militär und der eigenen soldatischen Sozialisation wieder aufleben. Wie in allen Ländern mit allgemeiner Wehrpflicht verfügte auch in den nun zur Waffenbruderschaft verbundenen Mittelmächten Deutschland und Österreich der Staat über das fraglose Recht, auf seine potentiellen Soldaten jederzeit zuzugreifen und sie auf ihre physische und psychische Einsatzfähigkeit hin zu begutachten. Die männliche „Tauglichkeit“ wurde so sehr von der soldatischen Praxis her bestimmt, dass letztere zum Gradmesser und Inbegriff körperlicher Tüchtigkeit schlechthin werden konnte.

---

<sup>1</sup> Siegfried Kracauer: *Ginster*. Frankfurt a. M. 1972, S. 101.

Das Durchlaufen einer für alle jungen Männer gleichartigen militärisch-medizinischen Beschauung brachte für die Betroffenen nicht nur die eigene Abhängigkeit innerhalb eines obrigkeitsstaatlichen Autoritätsverhältnisses zum Ausdruck, sondern fungierte auch als eine eindrückliche lebensgeschichtliche Markierung, auf der die Besonderheit der eigenen Person gegen ihre Einebnung in der Masse nur schwer zu behaupten war. So erweist sich der Vorgang der Musterung selbst, und mehr noch seine retrospektive Schilderung oder literarische Re-Inszenierung, als ein durchaus dramatischer Schauplatz der Verhandlung widersprüchlicher sozialer Kräfteverhältnisse. Bei einer Prozedur, mit der die persönliche Männlichkeits-Qualität sich an allgemeinen Forderungen und Mustern messen lassen musste, richtete sich begrifflicherweise eine erhöhte Aufmerksamkeit auf die jeweilige Art ihrer Durchführung, auf beteiligte Akteure, mitspielende Voraussetzungen und Begleitumstände. Dies gilt in besonderer Weise gerade auch für die literarischen Ausgestaltungen von Musterungsszenen, die von Thomas und Heinrich Mann aus dem Jahrzehnt des Ersten Weltkriegs überliefert sind.

Thomas Manns Ausmusterung „zu Anfang des Krieges“ wurde von ihm selbst gegenüber Paul Amann als „äußerste Korruption“ bezeichnet, zu der ein hilfsbereiter, den prominenten Schriftsteller bewundernder Stabsarzt sich beim „Hören meines Namens“ hergegeben hatte; ein, so der Schriftsteller mit verlegenem Spott, „ganz undeutscher Fall von Verderbnis durch die Literatur“.<sup>2</sup> „Ungedienter Landsturm“, der er war, unterhielt Thomas Mann nach eigenem Eingeständnis „zum Soldatischen immer nur symbolische Beziehungen“.<sup>3</sup> Jenes distanzierte Staatsverständnis der Dichter und Schriftsteller, das traditionell von gewisser Skepsis der Kulturschaffenden gegenüber politischer Indienstnahme und dem Obwalten einer bürokratischen Ordnungsgewalt geprägt gewesen war, nahm im Sommer 1914 zwar oberflächlich die patriotische Rhetorik der Stunde in sich auf (und unterstützte diese demonstrativ in öffentlicher Verlautbarung), doch konnte der eigene Freiraum des Denkens und Schreibens aus der Sicht mancher nur durch wirksame Vorkehrungen gegen den drohenden Waffendienst und die ihm vorausgehenden strapaziösen Ausbildungsprozeduren gewahrt werden.

Es war wohl nicht einmal so sehr die Angst um das „nackte Leben“, die Männer wie Rilke, Hofmannsthal und Thomas Mann vor dem militärischen Einsatz zurückschrecken ließ. Mehr noch dürften Habitus und großbürgerliche Attitüde leitend gewesen sein bei dem Versuch, Abstand zu halten und ein Mindestmaß an autonomem Tageslauf aufrecht zu er-

<sup>2</sup> Thomas Mann an Paul Amann, 1.10.1915. In: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe (GkFA) Bd. 22: Briefe II: 1914-1923. Frankfurt a. M. 2004, S. 102f.

<sup>3</sup> Ebd., S. 102.

halten. Teils spielten in dieser Frage auch Reste einer aus der Dekadenz der Jahrhundertwende überkommenen Künstler-Leichtfertigkeit hinein, die den scheinbar allmächtigen „General Dr. von Staat“, wie Thomas Mann das nach ihm greifende wilhelminische Monstrum als Bummelstudent zu titulieren liebte,<sup>4</sup> mit der Kriegslist schelmischer Trickereien schon einmal unterlaufen hatte.

Denn bereits zu Zeiten seiner militärischen Dienstpflicht hatte Thomas Mann die Hilfe schonender medizinischer Expertise in Anspruch genommen. Zum 1. Oktober des Epochenjahres 1900 – das abgeschlossene und überarbeitete Manuskript der *Buddenbrooks* war im August hoffnungsvoll als Postsendung an S. Fischer abgegangen – trat der fünfundzwanzigjährige Jungschriftsteller in ein bayerisches Infanterieregiment ein, um dort endlich seinen (aus vorgeblichen Studiengründen mehrfach aufgeschobenen) einjährigen Militärdienst zu absolvieren. Seine Einkleidung in eine schmucke Uniform mit „rotem Kragen, silbernen Gardelitzen, blanken Knöpfen und schwarzem Glanzkoppel“<sup>5</sup> ließ sich der angehende Soldat noch gefallen, doch die ungewohnten körperlichen Strapazen des Marschierens und des Exerzierens verursachten dem Geistesarbeiter bald solche Beschwerden, dass er sich in ärztliche Behandlung begeben musste.

Als man den Leidenden jedoch nach kurzer Schonzeit wieder zurück zum Kasernendienst beorderte, schaltete die Familie einen mit der Mutter bekannten Hofrat ein, der Thomas Mann chronische Plattfüße bescheinigte und damit den Militärdienst des jungen Künstlers auf nur wenige Wochen verkürzen konnte. „Es bedurfte natürlich nur der Herstellung eines privaten und gesellschaftlichen Verhältnisses zu den ärztlichen Machthabern, damit sich Alles wende“, weihte Thomas am 17. Dezember 1900 seinen älteren Bruder Heinrich ein.<sup>6</sup> Im Familienkreis wusste der Entronnene von seiner willfährigen Ausmusterung damals in plastischem Rollenspiel zu berichten und mit der ihm bereits von Schulzeiten her eigenen „parodistischen Komik“<sup>7</sup> die erst erstaunte und dann resignierte Haltung der untergeordneten militärischen Chargen nachzustellen, die nun einen jener zarten und verwöhnten jungen Männer hatten davon-

<sup>4</sup> Vgl. Hermann Kurzke: Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk. Eine Biographie. München 1999, S. 94ff.

<sup>5</sup> Victor Mann: Wir waren fünf. Bildnis der Familie Mann (1949). Frankfurt a. M. 1976, S. 92.

<sup>6</sup> Thomas Mann an Heinrich Mann, 17.12.1900. In GkFA Bd. 21: Briefe I: 1889-1913. Frankfurt a. M. 2001, S. 138. Vgl. auch Kurzke: Thomas Mann. Das Leben als Kunstwerk, S. 95.

<sup>7</sup> Klaus Harpprecht: Thomas Mann. Eine Biographie. Bd. 1, Reinbek 1995. S. 125.

kommen lassen müssen, den sie gerne noch einige Monate weiter schikaniert hätten.

Dem Bruder Heinrich blieb das eindruckliche Rollenspiel des der autoritären Staatsgewalt entronnenen Lebenskünstlers im Gedächtnis haften. Als entschiedener Gegner des preußisch gestrafften Obrigkeitsstaates sah er freilich im schelmischen Entrinnen des jüngeren Bruders nicht nur den individuellen Leichtsinn und Eigensinn eines hedonistischen jungen Künstlers am Werk. Ihn interessierte vor allem die innere Diskrepanz in der Haltung derer, die sich zwar auf allgemeiner und ideologischer Ebene mit dem hierarchischen Gefüge der wilhelminischen Ordnung abgefunden zu haben schienen, jedoch weit weniger staatsfromm waren, wenn es um ihr eigenes leibliches und seelisches Wohlergehen ging. Gerade die Szene des allzu kurzen Militäreinsatzes konnte Heinrich Mann als Material gut gebrauchen, als er sich daran machte, die „Geschichte der öffentlichen Seele unter Wilhelm II.“<sup>8</sup> zu schreiben, wie es die erklärte Absicht seines glanzvoll kämpferischen Romans *Der Untertan* war.

## II.

Nie traf Heinrich Manns satirische Gesellschaftsdarstellung den Nerv des Zeitalters so genau wie in jenen Fällen, in welchen er sich auf dem Boden ihm vertrauter Milieus bewegen konnte. Dass die Schilderung von spießbürgerlich scheinheiligen Charakteren wie dem Gymnasiallehrer Professor Unrat oder dem Fabrikbesitzer Diederich Heßling so überzeugend geriet, liegt nicht allein an des Autors treffsicherer Beobachtungsgabe und Beschreibungskunst, sondern auch an der bemerkenswerten Empathie, die Heinrich Mann bei aller karikierender Überspitzung für die innere Kleinmütigkeit und Verlogenheit solcher Figuren offenbar aufzubringen vermochte. Wenn es um den hilflos und lächerlich liebenden Deutschlehrer geht, der seinen Schülern mit unzulänglicher Verve Schillers *Jungfrau* nahezubringen versucht, oder wenn sich just das weiche Kind Diederich zum stadtbeherrschenden Papierfabrikanten aufschwingt – ein Protagonist der gedruckten Macht des Wortes auch er –, dann ist beim Autor und Schöpfer dieser Gestalten sicherlich mehr als nur ein Gran von psychologischer Affinität und Empathie im Spiele.<sup>9</sup>

<sup>8</sup> Vgl. die von Sigrid Anger (Hg.) dokumentierte Entstehungs- und Editions-geschichte in: Heinrich Mann 1871-1950. Werk und Leben in Dokumenten und Bildern. 2. Aufl., Berlin / Weimar 1977, hier S. 126.

<sup>9</sup> Andrea Bartl: Heinrich Manns Roman *Der Untertan* als Satire auf das Kaiserreich. In: Michaela Enderle-Ristori (Hg.): *Der Untertan* de Heinrich Mann. Pour un roman et une société modernes. Tours 2009, S. 25-46, hier S. 41.

Diederich Heßling, der titelgebende phänotypische „Untertan“, hat den Gewaltmechanismus einer autoritären Staatsform, Gesellschafts- und Familienstruktur auf eine Weise verinnerlicht, die sich auf zweifache Weise mitteilt, als Opportunismus nach oben und Despotismus nach unten. Das Buch über den Untertan ist also zugleich eines über den Herrscher, denn die beiden sind Kehrseiten ein und derselben Medaille. Der Sache und der Macht nach bildet der *Untertan* in gewisser Weise eine Fortsetzung des in *Professor Unrat* unternommenen satirischen Porträts einer maroden Bürgerwelt, die in ihren Autoritäten sich als verderbt und scheinheilig erweist. Bei Unrat aber stand es so, dass die Fratze des fiesen Paukers auf eine fast anrührende Weise immer stärker vermenschlicht wurde; einerseits durch die lächerlichen und weichen Züge des Protagonisten, andererseits durch seine latente Neigung zum anarchischen Dreinschlagen und zum frivolen Verlottern. Im Effekt trägt beides dazu bei, aus dem verbiesterten Professor eine tragikomische Figur werden zu lassen. Das Zeittypische geht demnach hier nicht auf Kosten der Individualität, sondern es wird vom gebrochenen Charakter eben auch auf gebrochene Weise eingefangen.

Anders im *Untertan*, bei dem in der Tat die symptomale und typische Dimension auf eine Weise überwiegt, die den Protagonisten und auch die anderen Hauptfiguren des Personals darauf festlegt, exemplarische Ausprägungen des ganzen Zeitalters und seiner gesellschaftlichen Kräfte darzustellen. Denn der *Untertan* ist die Charaktermaske des Wilhelminismus schlechthin, die in der psychischen und sozialen Disposition der Hauptfigur ihre zeittypische Verkörperung findet. Zugleich aber und mit erheblichem stilistischen Engagement führt der Roman die dem Zeitalter und der tonangebenden Gesellschaft inhärente Tendenz zum Theatralen vor Augen, sowohl zur pompösen Prunkentfaltung wie zum zwiespältigen, stets anpassungsbereiten Rollenspiel. Theater- und Schauspiel-Metaphern durchziehen den Text, auch Anleihen an diverse Bühnenstücke wie Goethes *Natürliche Tochter* oder Wagners *Lohengrin*, und diese für den Handlungsgang durchaus zentrale Dimension des Theatralen hat für Heinrich Mann eine dominant kritische Funktion: sie ist es, die im Wesentlichen seine soziale Position und seine Form der Ideologiekritik transportiert.

Der Roman entfaltet, in der Haupthandlung eine Spanne von ungefähr zehn Jahren umfassend, den unaufhaltsamen Aufstieg eines durch und durch korrumpierten Charakters. Die gesellschaftliche Formbarkeit und deshalb auch Deformierbarkeit der Figur ist geradezu eine Grundbedingung ihres späteren Aufstieges. „Diederich Heßling war ein weiches Kind, das am liebsten träumte, sich vor allem fürchtete und viel an den

Ohren litt.“<sup>10</sup> So der erste Satz. Unterstellt man ihm die Funktion thesenhaft markierter Ausgangsbedingungen, so lässt sich hier, gleichsam *ex negativo*, die spätere Entwicklung des Familien- und Stadttyrannen schon angebahnt sehen. Die kontrastierende Wirkung zwischen Diederichs später an den Tag gelegter Härte und Kälte könnte größer kaum sein; und doch wird der Roman zu demonstrieren versuchen, dass sich innere Schwäche und demonstrative Stärke keineswegs ausschließen, sondern einander womöglich sogar bedingen. Heinrich Mann bewegt sich auf dem Boden sozialpsychologischer Einsichten, die so erst später ausdrücklich formuliert wurden. Auch das Zweispur-Verfahren von Satire und Empathie ist schon zu Beginn auffällig. Dass die Instanz des Vaters aus dem im Märchenbuch gebotenen Bild von „Gnom und Kröte“ aufsteigt, ist nicht bloß ironisch zu verstehen. Die Erzählform ahmt hierbei die kindliche Weltentstehung nach, in der aus wenigen Urformen all das sich entwickelt, was später als äußerliche und soziale Realität erlebt wird. Vor allem aber gibt sich der Anfang als ein modifizierendes Zitat der Grundregeln des Bildungsromans zu erkennen, in dem der Held seinen Lauf in die Welt antritt, um in äußeren Bewährungsproben sich selbst auszubilden und zu entfalten. Das Ich des Diederich Heßling ist jedoch nicht entelechial angelegt im Sinne eines Entwicklungsprogramms, sondern molluskenhaft: Es passt sich an, nimmt jeweils die Ausdehnung ein, die man ihm gewährt; wo Gegendruck spürbar wird, weicht es zurück, gibt auf eine mechanische, ja hydraulische Weise nach.

Der Aufstieg Heßlings, der synchron zur ersten Dekade des vom Untertanen verehrten, neuen Kaisers in den 1890er-Jahren erfolgt,<sup>11</sup> gibt dem Roman das Handlungskorsett vor. Die primäre Sozialisation, von der das erste Kapitel des Romans erzählt, umfasst Kindheit, Schul- und Studienjahre des Helden. Am Gymnasium denunziert Diederich seine Mitschüler und schmückt zum Geburtstag des Lehrers den Rohrstock; mit dem Studium der Chemie in Berlin rüstet er sich dafür, die väterliche Papierfabrik zu übernehmen. Heßling gerät in die Burschenschaft Neuteutonia und lernt, seine Tage mit Saufen zu verbringen. Die „komman-

<sup>10</sup> Heinrich Mann, *Der Untertan*. München 1964, S. 5; das folgende Zitat ebd.

<sup>11</sup> Eine zu Ende des ersten Kapitels erwähnte Demonstration von Arbeitslosen wird ausdrücklich auf Februar 1892 datiert; hier ist Diederich Heßling schon seit drei Jahren in Berlin. Was das Ende der erzählten Zeit betrifft, so wird das geplante Denkmal für Kaiser Wilhelm I. zwar nicht pünktlich zu dessen hundertstem Geburtstag im März 1897 fertiggestellt, aber kurz danach im Sommer kann die Enthüllungsfeier dann stattfinden. Vgl. zum historischen Hintergrund Andreas Wirsching: Kronzeuge des deutschen ‚Sonderwegs‘? Heinrich Manns Roman *Der Untertan* (1914). In: Johannes Hürter / Jürgen Zanusky (Hg.): *Epos Zeitgeschichte. Romane des 20. Jahrhunderts in zeithistorischer Sicht*. München 2010, S. 9-25; Bartl: Heinrich Manns Roman *Der Untertan*, S. 28.

dierte Trunksucht der Kommers-Rituale“<sup>12</sup> verschafft ihm eine handlungsentlastete Umgebungssituation, die keinerlei Ansprüche an ihn stellt und ihm die Lizenz zur Regression erteilt. „Er sah sich in einen großen Kreis von Menschen versetzt, deren keiner ihm etwas tat oder etwas anderes von ihm verlangte, als daß er trinke. [...] Alles ward laut kommandiert, und wenn man es richtig befolgte, lebte man mit sich und der Welt im Frieden.“<sup>13</sup> Heßling lässt sich, weil man es ihm befiehlt, das Gesicht mit Schmissen entstellen, und fühlt sich danach als *richtiger Mann*.<sup>14</sup>

Zum Bildungsprogramm des schneidigen Herrn gehört, sich in den Studien- und Burschenschaftsjahren erst einmal die Hörner abzustoßen. Wenn Heßlings episodische Geliebte Agnes, die Tochter eines Berliner Geschäftspartners, dabei als sitzengelassenes Mädchen auf der Strecke bleibt, so hat sie eben Pech gehabt. Die Handlung straft Diederich spät, indem sie auch ihn dereinst in die Rolle des flehenden Bittstellers versetzt, der sich bei dem Liebhaber seiner Schwester, einem Leutnant, dieselbe schnöde Abfuhr holt, wie er sie ehemals selbst einem verzweifelten Vater erteilte. Überhaupt geht die aufklärerisch-moralische Belehrung des Lesepublikums durch den Erzählerdiskurs häufig so vor sich, dass im Handlungsgang bestimmte Szenen zweimal und mit wechselnden Rollenverteilungen durchgespielt werden. Oder aber, dass einerseits die Figurenrede zum Besten gegeben wird, dann aber im Erzählvorgang ihr ein ganz andersgeartetes Handeln zur Seite gestellt wird – Satire aus Kontrastwirkung.<sup>15</sup> Statt der zarten und nervösen Agnes, auch dies eine Form der Antithese, wird Diederich später die dralle und freche Guste Daimchen ehelichen. Sie ist robust und trotz schlechten Rufs wehrhaft und schlagfertig, und vor allem – sie hat Geld geerbt, das Diederich für die Expansion der vom Vater ererbten Firma dringend gebrauchen kann. Die Anpassungsleistungen des Untertanen zahlen sich aus. Obwohl Diederich die

<sup>12</sup> Peter Sprengel: *Geschichte der deutschsprachigen Literatur 1900-1918. Von der Jahrhundertwende bis zum Ende des Ersten Weltkriegs*. München 2004, S. 341.

<sup>13</sup> Heinrich Mann: *Der Untertan*, S. 22.

<sup>14</sup> Zu den kompensatorischen Zügen dieser ritualisierten Männerwelt vgl. Sebastian Zilles: *Die Schule der Männlichkeit – männerbündische Strukturen in Heinrich Manns Romanen *Die kleine Stadt* (1909) und *Der Untertan* (1914/18)*. In: Heinrich Mann-Jahrbuch (2012), S. 49-64, hier S. 59f.

<sup>15</sup> Die kompositorisch angelegten Spiegelungen insbesondere der Geschlechter- und Liebeskonstellationen und ihrer satirischen Funktion haben herausgearbeitet: Ariane Martin: *Mentalität und Medialität, Identität und Inszenierung. Ein Paar als drittes Geschlecht in Heinrich Manns Roman *Der Untertan* und Wolfgang Staudtes Verfilmung*. In: Dagmar van Hoff et al. (Hg.): *Identität und Gender. Aspekte medialer Verwandlungen*. München 2010, S. 29-58, hier S. 44-55, sowie Ingrid Haag: *Wie es eine Untertanenseele mit der Liebe hält. Zu Heinrich Manns Roman *Der Untertan**. In: Michel Grunewald et al. (Hg.): *Visages de la modernité*. Bern etc. 2011, S. 111-126.

Papierfabrik und ihre produktionstechnischen Abläufe nur unzureichend durchschaut und nicht zu einem rentablen Betrieb zu modernisieren versteht,<sup>16</sup> gelingt ihm aufgrund politischer Bündnispartner schließlich die Übernahme eines weit größeren Konkurrenzunternehmens – auch dies ein Lehrstück hinsichtlich der Industriekultur des Wilhelminismus.

Der Roman erzählt in den sechs Kapiteln die einzelnen Stationen dieses Aufstieges von der Studienzeit, der Fabrik-Übernahme und den ersten Kontakten und Konflikten des Jungfabrikanten im Städtchen Netzig, über die bühnenreife Darstellung des Gerichtsprozesses und zweier weiterer theatraler Episoden und die anschließende Hochzeitsreise auf Kaisers Spuren nach Italien bis hin zur großangelegten Einweihungsfeier eines lange geplanten Kaiser-Wilhelm-Denkmal. Ein Kernpunkt der sozialpsychologischen Argumentation, die in der Trassierung dieses Werdegangs implizit enthalten ist, liegt in den Jahren der prägenden Sozialisationserfahrungen durch Schule, Studium, burschenschaftliche Verbindung und Militär, den wichtigsten institutionellen Aktanten des preußischen Staatswesens.

Das letzte der gesellschaftlich vorgeschriebenen Initiationsrituale schickt Diederich als Einjährig-Freiwilligen zum soldatischen Dienst. Dort ergeht sich der junge Mann in vaterländischer Rhetorik, setzt aber zugleich alle Hebel in Bewegung, um rasch wieder aus der Kaserne herauszukommen, wobei er sich seine Burschenschafts-Verbindungen zunutze machen kann. Nicht ohne schadenfrohe Genugtuung schildert der Erzähler, wie Diederich Heßling den Strapazen des Militärdienstes aufgrund schwacher Konstitution und übermäßigen Alkoholgenusses nur unzureichend gewachsen ist. Schon bei seiner Musterung macht der aufgedunsene Korpsstudent, den seine Kommilitonen am Vorabend mit rauschendem Umtrunk verabschiedet hatten, einen deplorablen Eindruck.

Arg verkatert stand er tags darauf, inmitten anderer junger Leute, die alle, wie er selbst, ganz nackt ausgezogen waren, vor dem Stabsarzt. Dieser Herr sah angewidert über all das männliche Fleisch hin, das ihm unterbreitet war; an Diederichs Bauch aber ward sein Blick höhnisch. Sofort grinsten alle ringsum, und Diederich blieb nichts übrig, als auch seinerseits die Augen auf seinen Bauch zu senken, der errötet war ...<sup>17</sup>

Die Prozedur der Musterung wird hier, vielleicht zunächst überraschend, gerade nicht von ihrer unangenehmen Machtseite her ausgebreitet, die

<sup>16</sup> Walter Delabar: „Eine blutige, kriegerische Produktionsweise“. Ökonomisches in Heinrich Manns Roman *Der Untertan*. In: Michaela Enderle-Ristori (Hg.): *Der Untertan* de Heinrich Mann. Pour un roman et une société modernes. Tours 2009, S. 99-115, hier S. 109.

<sup>17</sup> Mann: *Der Untertan*, S. 35.

darin besteht, dass auf Kommando junge Männer in großen Gruppen antreten, sich nackt ausziehen und durch prüfend herablassende Blicke auf ihre Körper begutachten lassen müssen. So demütigend dieses Verfahren als solches schon ist, mit dem der Staat seine männlichen Subjekte einer biopolitischen Rekrutierung als Kampfmaschinen unterwirft, so sehr ‚gönnt‘ die Erzählstrategie in Heinrich Manns Roman dem Protagonisten das Unangenehme der Prozedur. Es geschieht diesem verbummelten Opportunisten gerade recht, so ungefähr lautet die satirische Botschaft, wenn seine durch das sinnlose Kneipenleben vor der Zeit aus dem Leim gehende Physis nun dem kritischen Urteil mitleidloser Kommissärzte ausgesetzt wird. Offenkundig besteht an dieser Stelle eine der für Heinrich Manns symptomale Analyse des Wilhelminismus besonders ergiebigen ‚Sollbruchstellen‘, d.h. eine flagrante Diskrepanz zwischen der ideologisch proklamierten deutschnationalen Haltung des Helden (im ideologischen Leitkonzept einer „Selbstmobilisierung“ der ‚neuen‘ Rechten<sup>18</sup>) und seiner mangelnden Bereitschaft, für die persönlichen Konsequenzen dieser politischen Linie auch aktiv einzustehen. Nicht allein eine Charakterschwäche des immer noch (zu) ‚weichen‘ Diederich Heßling wird dabei aufs Korn genommen, dessen Haltung entspricht vielmehr einer weitverbreiteten Disposition zum militanten Schwadronieren bei gleichzeitiger Untätigkeit und Wehleidigkeit, wenn es um die eigene Person geht.

Gleichwohl spart die genüsslich ausgefaltete Schilderung der Musterungsprozedur in Heinrich Manns Roman auch nicht mit Kritik an den Vorurteilen und Diskriminierungspraktiken, die im Zuge der Aushebung angehender Rekruten deutlich werden. Im deutschen Heere der Kaiserzeit waren – wie in der Gesellschaft allgemein – bestimmte Bevölkerungsgruppen, wie insbesondere Juden, aber auch Homosexuelle oder politisch missliebige Sozialdemokraten und Gewerkschafter, erheblichen Schikanen ausgesetzt.<sup>19</sup> Wer unter einer chronischen Krankheit litt, musste sich erst einmal gegen den grundsätzlich bestehenden Verdacht erwehren, in Wahrheit ein Drückeberger zu sein, der das vorgebliche Gebrechen nur vorspiele. „Einem, der nicht so scharf hörte, wie es Vorschrift war, erging es schlecht, denn man kannte die Simulanten!“ Der Gehörsinn ist im Rahmen der Musterung ein doppelt heikles Testfeld; denn einerseits steht das Hören mit dem Gehorchen in unmittelbarer metonymischer Beziehung, so dass ein geschwächter *sensus acusticus* auf mangelnde disziplinäre ‚Gefügigkeit‘ schließen lässt; zum anderen aber ist im Hinblick auf die Empfindlichkeit und Ortungsschärfe des Gehörs eine objektivierende

<sup>18</sup> Wirsching: *Kronzeuge des deutschen „Sonderwegs“?*, S. 19.

<sup>19</sup> Zur Diskriminierung von Juden und Sozialdemokraten vgl. Wirsching: *Kronzeuge des deutschen „Sonderwegs“?*, S. 16.

Kontrolle schwierig, sodass die Musterung hier vollständig von den Angaben der Untersuchten abhängig ist und insofern auf diesem Gebiete besonders anfällig für Simulationen. Tatsächlich schlecht zu hören, rückt den Betroffenen allein schon wegen der messtechnischen Schwierigkeit, den Befund zu verifizieren, in den Verdacht des Betrugs. „Ein anderer, der noch dazu Levysohn hieß, bekam die Lehre: ‚Wenn Sie mich wieder mal hier belästigen, dann waschen Sie sich wenigstens!‘“<sup>20</sup> Der betont grobschlächtige und herabwürdigende Umgang mit einem Rekruten, dessen Name überdeutlich als jüdisch markiert ist, deutet darauf hin, dass Juden nicht nur schikaniert, sondern teilweise sogar als wehrunwürdig vom Militärdienst ausgeschlossen wurden; wofern sie dann doch ‚dienten‘, blieb ihnen allerdings die Offizierslaufbahn verwehrt.

Das strafende Desinteresse des Staates, so sind diese hintereinander gereihten Beispielfälle zu verstehen, ist für die Betroffenen noch weit peinigender als die Musterungsprozedur selbst. Für nicht tauglich oder nicht würdig befunden zu werden, bedeutete eine schwerwiegende Einbuße an bürgerlicher Ehrbarkeit und anerkannter Männlichkeit. Die Bürde, vor dieser in Gestalt des Stabsarztes inkorporierten Autoritätsinstanz zu versagen oder den eigenen Mangel einbekennen zu müssen, wog schwer. Nur in wenigen Ausnahmefällen mochte es jemand darauf ankommen lassen, sich mit dem Befehlshaber und seinen Erwartungen anzulegen. „Einer, ein Schauspieler mit einem Gesicht, als sei ihm alles eins, kehrte um, stellte sich nochmals vor den Stabsarzt hin und sagte laut, mit sorgfältiger Aussprache: ‚Ich möchte noch hinzufügen, daß ich homosexuell bin.‘ [/] Der Stabsarzt wich zurück, er war ganz rot. Stimmlos sagte er: ‚Solche Schweine können wir allerdings nicht brauchen.‘“ Unter Inkaufnahme situativer Diskriminierung gelang es diesem mutigen Rekruten, dem gefürchteten Wehrdienst im letzten Augenblick noch von der Schippe zu springen. Durch sein unerschrockenes, prononciertes Bekenntnis zur Homosexualität vermochte es der unangepasste junge Mann, sein Gegenüber vollkommen aus der Fassung zu bringen, weil das öffentliche Benennen der mann-männlichen Liebe – nicht nur beim Militär, aber dort ganz besonders – zu den absoluten Tabus gehörte. Dass der Wagemutige als ein „Schauspieler“ vorgestellt wird, noch dazu als ein solcher, dem schon alles egal sei, unterstreicht, wie fernliegend, ja undenkbar ein solches Verhalten für den angepassten, normalisierten Wehrpflichtigen der 1890er-Jahre war, als den man sich beispielsweise auch Diederich Heßling vorzustellen hat.

Aus der Aufnahme des Protagonisten macht der musternde Arzt, außer dem erwähnten spöttischen Blick auf dessen übergewichtige Statur,

<sup>20</sup> Mann: Der Untertan, S. 35; die folgenden Zitate ebd.

so wenig Aufhebens, dass es dann auch schon wieder enttäuschend ist. „Bei Diederich hieß es: ‚Ihnen wollen wir das Fett schon wegkurieren. Vier Wochen Dienst, und ich garantiere Ihnen, daß Sie aussehen wie ein Christenmensch.‘ [/] Damit war er angenommen.“ Der Untertan ist kein Sonderfall, er kann problemlos der Maschinerie des Militärwesens einverleibt werden, die ihn binnen Kurzem formen und formen wird. Immerhin: er hat, trotz der unsportlichen Figur, die er abgibt, das Prädikat der Tauglichkeit erhalten. „Die Ausgemusterten fuhren so schnell in ihre Kleider, als brenne die Kaserne. Die für tauglich befundenen sahen einander prüfend von der Seite an und entfernten sich zaudernd, als erwarteten sie, daß eine schwere Hand sich ihnen auf die Schulter lege.“ Es ist dies die schwere Hand einer beginnenden Einverleibung durch den Körper des Staates, welcher die Einzelwesen absorbiert und zu einem größeren Ganzen umformt. Wehe den von dieser Hand Ergriffenen! Aber auch, und erst recht: Wehe den von ihr Versmähten und Abgewiesenen, denn ihrer ist eine brennende Schande! Das Prozedere der Musterung fungiert als eine Art von staatlich verordnetem Mannbarkeitsritual, mit dessen erfolgreichem Durchlaufen sich die Leiber (und Geister) voneinander scheiden. Wer hier schon beim ersten Augenschein nicht besteht, wer bei der Musterung ‚durchfällt‘, trägt den Makel der Minderwertigkeit, auch wenn die Vermeidung des quälenden, für die meisten mehrjährigen soldatischen Dienstes unter pragmatischen Gesichtspunkten sogar ein Erfolg genannt werden könnte.

Die wenigsten aber würden sich erlauben, offen zuzugeben, dass es besser wäre, wenn man um den Militärdienst herumkäme. Zu den unhinterfragbaren gesellschaftlichen Axiomen des preußisch dominierten deutschen Staates gehörte die Überzeugung, dass der militärische Diensteszinsatz eine selbstverständliche Pflicht und Ehre für jeden Mann darstelle. Desto mehr aber galt dies für jene, die wie der „Untertan“ Diederich Heßling in devoter Ergebenheit kaisertreu und deutschnational gesinnt waren. Nachdem Diederichs Aufnahme besiegelt ist, beteuert er denn auch jenem Unteroffizier gegenüber, der seine Körperlänge gemessen hatte, „daß er froh sei“ – was nicht sehr enthusiastisch klingt und auch nicht den Tatsachen entspricht. In Tat und Wahrheit nämlich „schrieb er nach Netzig an den praktischen Arzt Dr. Heuteufel, der ihn als Jungen im Hals gepinselt hatte: ob der Doktor ihm nicht bescheinigen wolle, daß er skrofulös und rachitisch sei. Er könne sich doch nicht ruinieren lassen mit der Schinderei.“<sup>21</sup>

Natürlich hatte Diederich darauf gerechnet, ein großzügiger, eher obrigkeitskritisch gesinnter Freigeist wie jener Arzt aus der Heimatstadt

<sup>21</sup> Mann: Der Untertan, S. 35f.

(der sich dort zu Diederichs Ärger für ungewollt schwanger gewordene junge Frauen mehr eingesetzt hatte als für das Kaiserdenkmal) werde ihn sicherlich dabei unterstützen, dem lästigen Exerzieren möglichst vorzeitig zu entrinnen. Doch erfährt seine Hoffnung eine jähe Enttäuschung, denn Heuteufel denkt gar nicht daran; er gibt ihm den strengen Bescheid zurück, Diederich möge nur nicht „kneifen“, „das Dienen werde ihm trefflich bekommen“.<sup>22</sup> Mit dieser für den „Untertan“ doppelt schmähhlichen Episode – der Doktor ist nun Mitwisser von Diederichs Wehrunwilligkeit und stößt den Verweichlichten ausdrücklich in die gefürchtete Brutstätte des preußischen Militarismus zurück – kann der Roman die Institution des Militärs durch eine zweifache, politisch zwiespältige Perspektivierung in seinem Gesellschaftspanorama verorten. Einerseits entlarvt Diederichs Attest-Ersuchen die Scheinheiligkeit seiner chauvinistischen Phrasen, andererseits erscheint durch Heuteufels Empfehlung die Institution der allgemeinen Wehrpflicht nochmals als eine gesellschaftspolitisch wünschenswerte, von den einstigen 1848-Verfassungspatrioten errungene Schule der Nation.

Eine Schule überdies, in der die körperliche Ertüchtigung groß geschrieben wird. „Sofort ging es mit Reckturnen, Springen und anderen atemberaubenden Dingen an. Kompanieweise ward man in den Korridoren, die ‚Rayons‘ hießen, ‚abgerichtet‘.“ Unter den Wehrpflichtigen genossen die Absolventen höherer Schulen insofern ein erhebliches Privileg, als sie im Gegensatz zu den anderen Rekruten nicht unmittelbar mit erreichter Volljährigkeit und für zwei oder sogar drei Jahre Dienst tun mussten, sondern sich entsprechend später und aus eigenem Antrieb ‚melden‘ konnten, als sogenannte ‚Einjährig Freiwillige‘. Genau dieser sozial etwas willkürlich anmutende Vorzug brachte den Gymnasiasten und Studenten oftmals die Häme und Verachtung derer ein, die nicht etwas ‚Höheres‘ erlernt hatten, womöglich aber innerhalb der soldatischen Hierarchie bereits eine gewisse Machtstellung erlangt hatten. Einen ebensolchen Vorgesetzten erlebt auch Diederich Heßling: „Leutnant von Kullerow trug eine unbeteiligte Hochnäsigkeit zur Schau, die Einjährigen betrachtete er nie anders als mit einem zugekniffenen Auge.“

Bei der soldatischen Grundausbildung werden die Söhne des Bürgertums und der höheren Stände den gleichen körperlichen Strapazen ausgesetzt wie die Angehörigen der einfacheren Schichten. Das egalitäre Moment kommt einerseits in der sportlich-konditionellen Ertüchtigung zur Geltung, zum anderen in den permanenten Vorgängen einer disziplinierenden Unterwerfung unter die militärische Autorität. Und so heftig die physischen Strapazen dem ungelenken Diederich auch zusetzen –

<sup>22</sup> Mann: Der Untertan, S. 36; die folgenden Zitate ebd.

er lehnt dabei gemäß der inversen Logik der Satire genau dasjenige korrigierende Element ab, welches ihm der Altliberale Doktor Heuteufel gleichsam therapeutisch verordnet hatte –, desto stärker fasziniert ihn hingegen die Komponente der Unterwerfung. Dass der so grimmig auftretende Leutnant bei der Bildung der Rayons immer vom „Abrichten“ sprach, diese unverstellte Proklamation eines menschenverachtenden Dressuraktes macht auf Diederich den bewegendsten Eindruck.

Beim Exerzieren im Kasernenhof, beim Gliederbilden, Sichzerstreuen und Platzwechseln ward weiter nichts beabsichtigt, als die ‚Kerls‘ umherzuhetzen. Diederich fühlte wohl, daß hier alles, die Behandlung, die geläufigen Ausdrücke, die ganze militärische Tätigkeit vor allem darauf hinzielte, die persönliche Würde auf ein Mindestmaß herabzusetzen. Und das imponierte ihm [...].<sup>23</sup>

Die Realität der Kaserne, wie Heinrich Manns Roman sie entwirft, befindet sich weit näher bei dem Modell des sturen Abrichtens als bei dem hehren Ideal einer Schule republikanischer Tugenden. Für die Untertanen-Seele des Protagonisten bedeutet die vollständige Absorption und Zerstörung der eigenen Person in den Mühlen des soldatischen Kollektivs eine Art von masochistischer Glückserfüllung (wie überhaupt in Diederichs autoritärem Charakter sadistische und masochistische Streben in komplementärer Ausrichtung zusammenspielen). Das elementarste Erlebnis des Dienens besteht darin, den eigenen Willen zugunsten einer höheren Macht abzugeben. „Jäh und unabänderlich sank man zur Laus herab, zum Bestandteil, zum Rohstoff, an dem ein unermeßlicher Wille knetete. Wahnsinn und Verderben wäre es gewesen, auch nur im geheimsten Herzen sich aufzulehnen.“

Gegen diese Apotheose der alles durchdringenden Macht, die in erlebter Rede das bizarre Ausmaß von Diederichs Unterwerfungsbereitschaft vor Augen stellt, bilden die darauf folgenden kleinen Unpässlichkeiten des Helden eine geradezu spöttliche Bagatelle, doch just auf diese stilistische Fallhöhe kommt es hier an.

Diederich war beim Laufen gefallen, der Fuß tat ihm weh. Nicht, daß er gerade hätte hinken müssen, aber er hinkte und durfte, wie die Kompanie „ins Gelände“ marschierte, zurückbleiben. Um dies zu erreichen, war er zunächst an den Hauptmann selbst herangetreten. „Herr Hauptmann, bitte –“ Welche Katastrophe! Er hatte in seiner Ahnungslosigkeit vorwitzig das Wort an eine Macht gerichtet, von der man stumm und auf den Knien des Geistes Befehle entgegenzunehmen hatte! [...] Der Hauptmann donnerte, daß die Unteroffiziere zusammenliefen, mit Mienen, in denen das Entsetzen vor einer Lästerung stand. Die Folge war, daß Diederich

<sup>23</sup> Mann: Der Untertan, S. 36; die folgenden Zitate ebd.

stärker hinkte und einen Tag länger vom Dienst befreit werden mußte.

Wiederum ist die schon aus der Kindheit und Schulzeit bekannte, prononcierte Weichlichkeit Diederichs derjenige Charakterzug, der ihn den Mechanismen der Macht am nächsten bringt. Obwohl er sich mit seiner direkt an den Hauptmann gerichteten Klage eines schweren Verstoßes gegen die Gesetze der militärischen Hierarchie schuldig macht, findet das ‚Subjekt‘ in dem dadurch heraufbeschworenen Anschiss eine ihm durchaus gemäße Form der Bestätigung. Die im Befehlshaber inkorporierte Macht hat Diederich wieder einmal gezeigt, wo es langgeht.

Da ihm jedoch seine unüberwindlichen charakterlichen Schwächen – Wehleidigkeit, Bequemlichkeit, Selbstmitleid – für eine erfolgreiche Teilnahme am militärischen ‚Schliff‘ definitiv im Wege stehen, sieht sich Diederich zu eben jenem Mittel des Schauspielens genötigt, das eingangs der Musterungsszene mit dem als berufliches Stigma des bekennenden Homosexuellen hatte erhalten müssen, was eine der zahlreichen ironischen Pointen seines Werdegangs darstellt. Diederich verstärkt also die Erscheinungsform seines Leidens, er begibt sich in die Lage desjenigen, der unbedingt möchte und dies unter Aufbietung größter Strapazen auch versucht, dem aber die allzu massiv werdenden körperlichen Beschwerden einen Strich durch die Rechnung machen. „Was half es, daß der Hauptmann bei seinen Kommandos sich unsäglich kühn und kriegerisch auf dem Pferd herumsetzte, wenn man selbst, rennend und schnaufend, die Suppe unverdaut im Magen schlenkern fühlte. Die sachliche Begeisterung, zu der Diederich völlig bereit war, mußte zurücktreten hinter der persönlichen Not.“<sup>24</sup> Noch bevor er diese Strategie der Insuffizienz gegenüber seiner soldatischen Umwelt zur Anwendung bringt, scheint Diederich den inneren Zwiespalt zwischen Pflicht und Bequemlichkeit mit sich selbst auszutragen und sich dabei zunehmend für die sorgsam einstudierte Rolle des unwilligen Patienten zu entscheiden, deren Kostproben sich nun zahlreicher und dringlicher einstellen. „Der Fuß schmerzte wieder; und Diederich lauschte auf den Schmerz, in der angstvollen, mit Selbstverachtung verbundenen Hoffnung, es möchte schlimmer werden.“

Das Rollenideal des schneidigen, muskelgestählten Kriegers steht zu den biedereren Genüssen des verwöhnten Bürgersohnes und wohlgenährten Studenten in so flagrantem Widerspruch, dass die beiden Selbstbilder nun sowohl imaginativ wie auch habituell sorgsam auseinandergelegt werden müssen. Dass es der unrobuste junge Mann ausgerechnet ‚am Fuß‘ hat, ist von symptomatischer Aussagekraft. Denn was ihm da so verräterische Schwierigkeiten bereitet, ist nichts anderes als die ihm keineswegs fernlie-

<sup>24</sup> Mann: Der Untertan, S. 37; die folgenden Zitate ebd.

gende Fähigkeit des fingierenden ‚Auftretens‘. Diederich ist ein Schauspieler, aber er will es nicht sein; die Rolle des Untertanen füllt er mit geschmeidigster Anpassungsfähigkeit aus, allerdings auch mit einer solch karikierend übertriebenen Devotion, dass die affirmative Wirkung seiner Unterwerfungsbereitschaft durch die Übersteigerung schon fast wieder ins Wanken gerät.

Gegenüber einem Unteroffizier namens Vanselow praktiziert Diederich in der kurzen Zeit seines Dienstes recht erfolgreich die Verhaltensmuster der mimetischen Adaption: „Das Bier, das einer zahlte, entschied nicht allein über Vanselows Meinung. Noch mehr sah Vanselow auf den soldatischen Geist freudiger Unterwerfung, und den hatte Diederich.“ Die Assimilation ans Soldatenleben bedeutet in erster Linie eine Eingewöhnung in die Mechanismen von Befehl und Gehorsam, in den Zusammenhang von behauptetem Rang und in Anspruch genommener Narrenfreiheit. Im Falle der Vanselow-Episode begegnet Diederich tatsächlich ‚nur‘ als Spiel, was in größerem Maßstab das Militärwesen insgesamt als ein eminent theatrales Gefüge bestimmt. „Vanselow sagte: ‚jetzt bin ich der Herr Kommandierende General!‘, und auf der Stelle benahm Diederich sich, als glaubte er es. Wenn es aber hieß: ‚Jetzt bin ich ein Mitglied der königlichen Familie‘, dann war Diederichs Verhalten so, daß es dem Unteroffizier ein Lächeln des Größenwahns abnötigte.“ Wie so manches Mal in Heinrich Manns Roman bekommt hier die Karikatur einen Stich ins Grotesk-Morbide; dieses preußische Heer, wie es hier geschildert wird, ist seinerseits schon recht deutlich vom Zeitgeist einer bildertrunkenen *Décadence* und ihres überhitzten Nervenlebens angekränkt.

In Diederich selbst gewinnt jedoch alsbald die Sorge um das eigene Wohlergehen die Oberhand gegenüber dem berauschten Aufgehen im soldatischen Schraubstock von Befehl und Gehorsam. Ganz wie es die autobiographischen Erfahrungen Thomas Manns den Bruder gelehrt hatten, auf welche diese Episode sich stützt, wird der Romanheld seinen Ausweg aus der unerfreulichen Schinderei des Soldatenlebens finden, indem er seine gesellschaftlichen Beziehungen spielen lässt. Diederich Heßling bemüht sich um die Unterstützung eines „Korpsbruders, der Geheimer Sanitätsrat war“, um durch dessen Protektion seine Freistellung zu erwirken. Freilich lehrt die Erfahrung mit jenem früheren Doktor, der ihm das Attest verweigert hatte, Diederich bei diesem neuerlichen Versuch der Krankschreibung, größere Vorsicht walten zu lassen und einen gewissen rhetorischen Aufwand zu treiben. Von Scham und Gewissensbissen gepeinigt, beeindruckt Diederich durch besonders stark aufgetragenes falschzüngiges Lavieren.

„Er sei begeistert für die Armee, für das große Ganze, und wäre am liebsten ganz dabeigebieben“, erklärt Diederich dem alten Herrn. „Man sei da in einem großartigen Betrieb, ein Teil der Macht sozusagen, und



wisse immer, was man zu tun habe: das sei ein herrliches Gefühl. Aber der Fuß tue nun einmal weh.“<sup>25</sup> Daraufhin verspricht der verständnisvolle und einflussreiche Verbindungsbruder tatsächlich Abhilfe zu schaffen: „Ich kenne zufällig Ihren Oberstabsarzt“, verrät er dem dankbaren Patienten. Beim nächsten Exerzieren verschärft Diederich hoffnungsvoll nochmals sein Leiden, bis er auf die Krankenstation gebracht wird und ihm eine ärztliche Untersuchung des schmerzenden Falles angekündigt wird. Vor der anberaumten Visite wird unter Aufbietung zeitgenössischer Diagnostik „auf geschwärztem Papier“ ein „Abdruck des verhängnisvollen Fußes“ angefertigt. Jener Stabsarzt, der schon bei der Musterung abfällig Diederichs Übergewicht kommentiert hatte, lässt sich durch den vermeintlichen Beweis des Krankheitsfalles allerdings überhaupt nicht beeindrucken. Ganz im Gegenteil nahm der Arzt vielmehr „Gelegenheit, ihm seine volle Verachtung auszudrücken. ‚Nicht mal Plattfuß! Stinkt vor Faulheit!‘“

Es lagen aus medizinischer Sicht keine Anzeichen vor, Diederichs Leiden jetzt gnädiger zu beurteilen – von Seiten des militärärztlichen Autoritätsgefüges hingegen durchaus. Denn nun hielt der vom Korpsfreund angesprochene „Oberstabsarzt“ mit lautem Türschlagen „seinen Einzug“, eine Etüde des sozial markierten Auftretens auch dies. „Sein Schritt war fester und zielbewußter als sonst, er sah nicht rechts noch links, wortlos stellte er sich vor seinem Untergebenen auf, den Blick finster und streng auf dessen Mütze.“<sup>26</sup> Vom Arm jener unsichtbaren Hand, die nach den Rekruten gegriffen hatte, fühlt sich nun auch der einfache Stabsarzt auf unangenehme Weise erfasst. Es zählt nun nicht mehr die Autorität seines medizinischen Sachverständigen, sondern die Intervention von oben, mit der sich das Wirken einflussreicher Verbindungen geltend macht. Hatte die Wehrdienst-Episode insgesamt schon im Zeichen eines geschmeidigen Anpassungs-Trainings an die Forderungen der Macht gestanden, so bildet diese Szene nun einen Höhepunkt an devoter Mimesis, indem sie einen immerhin partiell durchaus machtvollen Militärarzt seinerseits zu heuchlerischem Anpassungsverhalten zwingt. Würde und Autorität des Arztes werden, fast in Sekundenschnelle, zur bedingungslosen Abdankung gezwungen durch den intervenierenden Auftritt eines Befehlshabers der nächsthöheren Stufe, womit ein tendenziell unendlicher Regress möglicher Willkürakte an die Stelle naturwissenschaftlicher Verfahrensrationalität tritt.

Das vor Diederichs Augen sich vollziehende Schauspiel aber der Demütigung und Selbstkorrektur jenes zuvor noch so gestrengen Sach-

<sup>25</sup> Mann: Der Untertan, S. 38; die folgenden Zitate ebd., S. 38f.

<sup>26</sup> Mann: Der Untertan, S. 39; die folgenden Zitate ebd.

verständigen gehört zu den fast erschreckend wohlgelungenen Glanzstücken dieser Romansatire.

Der Stabsarzt stutzte, er mußte sich in eine Lage finden, die ersichtlich die gewohnte Kollegialität nicht mehr zuließ. Nun hatte er sie erfaßt, nahm die Mütze herunter und stand stramm. Darauf zeigte der Vorgesetzte ihm das Papier mit dem Fuß, sprach leise und mit einer Betonung, die ihm befahl, etwas zu sehen, was nicht da war. Der Stabsarzt blinzelte abwechselnd den Vorgesetzten, Diederich und das Papier an. Dann zog er die Absätze zusammen: er hatte das Befohlene gesehen.

Wie binnen weniger Augenblicke die Einstellung dieses Arztes ‚gedreht‘ wird durch den Willküringriff des Vorgesetzten, ist ein Exempel für die Rangordnungen und Machtfragen im deutschen Obrigkeitsstaate schlechthin. Für Diederich ist dies die lang erhoffte Wendung; der Stabsarzt versichert, er habe „natürlich gewußt“, wie dieser Fall lag. „Diederich dachte: ‚Wenn du es nicht gewußt hast, jetzt weißt du es.‘ Laut sagte er: [/] ‚Gestatte mir gehorsamst zu fragen, Herr Stabsarzt: Ich werde doch weiterdienen dürfen?‘ [/] ‚Dafür kann ich Ihnen nicht garantieren‘, sagte der Stabsarzt und machte kehrt.“ Die Rekrutierung des Untertanen Heßling nimmt damit einen Verlauf, der unter Vorkriegsbedingungen für das Musterungswesen nicht ganz untypisch war (zumal angesichts einer vergleichsweise niedrigen Einberufungsquote von gerade einmal 50 Prozent),<sup>27</sup> und der dennoch nicht Schule machen durfte.

Das mit stilistischer Verve ausgebreitete Spektakel des ärztlichen Kurswechsels aber, der dem arg strapazierten Untertan bald schon die ersehnte Freiheit wiederschenkt, hat mit dem extremen Grad an Selbstverleugnung, welcher dem unglücklichen Stabsarzt dabei abverlangt wird, eine geradezu deprimierende Note. Heinrich Manns Roman zieht kein ungetrübtes Vergnügen aus dem Ausmaß an moralischer Verkommenheit, das den Säulen der wilhelminischen Gesellschaft mit solchen Exzessen der Scheinheiligkeit attestiert werden musste. Die Militarismus-Kritik führt im *Untertan* eine zweischneidige Klinge, denn sie richtet sich weit mehr gegen die hohle chauvinistische Rhetorik der vor dem Exerzierfeld Gewichenen als gegen soldatische Übung und Tapferkeit selbst. Ein republikanisches Fundament und eine wehrhafte Gesinnung hatten sich, dies konnte aus dem diagnostischen Kern der Satire gefolgert werden, unter solchen Umständen in der Armee des wilhelminischen Deutschland kaum entwickeln können. Wenig verwunderlich erscheint es da, dass der ab Januar 1914 sukzessive in der Münchner Wochenschrift *Zeit im Bild* vorabgedruckte Roman nach der Proklamation der deutschen Mobilma-

<sup>27</sup> Münkler: Der große Krieg, S. 71.

chung nicht mehr weiter erscheinen durfte, wie die vorausseilende Redaktion ihrem Autor bereits mit Datum des 1. August 1914 mitteilte. „Im gegenwärtigen Augenblick kann ein grosses öffentliches Organ nicht in satirischer Form an deutschen Verhältnissen Kritik üben. Die durch die künstlerische Behandlungsweise des Stoffes geschaffene Distanz vom Leben dürfte in so erregten Zeiten wohl nur von den Allerwenigsten anerkannt und beachtet werden.“<sup>28</sup> Die Zeitschrift stellte demzufolge Mitte August den Abdruck weiterer Kapitel ein; der Roman als Ganzes konnte erst nach Kriegsende in deutscher Sprache erscheinen, erreichte dann allerdings mit seiner pointierten Analyse des autoritätsfixierten deutschen Charakters ein um so aufgeschlosseneres Publikum.<sup>29</sup>

Die satirisch besonders ergiebige Szene der ‚Ausmusterung‘ des Protagonisten konnte nach der militärischen „*débâcle*“ von 1918 anders, und vor allem, ‚befreiter‘ gelesen werden, als dies während der Kriegsjahre der Fall gewesen wäre, in welchen ein ungeheurer gesellschaftlicher Rechtfertigungsdruck auf all diejenigen gelastet hatte, die eben nicht an der Front ihrer vermeintlichen vaterländischen Pflicht nachkamen, aus welchen Gründen auch immer. Dass sich der von Heinrich Mann aufs Korn genommene typische Untertan des wilhelminischen Preußentums zwar rhetorisch stets als extrem kaisertreu gerierte, indessen bei seinem Wehrdienst schon an der geringsten Klippe körperlicher Strapazen gescheitert war – dieser Diskrepanzeffekt konnte nach der Abdankung des Monarchen und zumindest auch eines Teils der militärischen Elite als triftige Kritik an der inneren Widersprüchlichkeit des Obrigkeitsstaates verstanden und anerkannt werden. Gleichwohl blieb, gerade wegen des in der Szene implizit angelegten Vorwurfs an den ‚Drückeberger‘ Heßling, die Vorstellung einer männlichen Ertüchtigung durch den soldatischen Dienst (wie sie im Roman auch und gerade der altliberale Mediziner vertritt) im Kern unangetastet. Es gehört zu den charakterlichen Defiziten Diederich Heßlings und wirft ein bezeichnendes Licht auf die simulative, schauspielerische Natur seiner vorgeblichen Einsatzbereitschaft, dass er an der Klippe der militärischen Sozialisation scheitert – und dies sodann durch Aufschneidereien über seine ‚Heldentaten‘ zu verdecken respektive zu kompensieren versucht, deren rhetorische Grundmuster an Wilhelms II. bekannte Form des Schwadronierens erinnern.

<sup>28</sup> Klaus Schröter: Heinrich Mann. Reinbek 1980, S. 79.

<sup>29</sup> Peter Sprengel: Vorschau im Rückblick. Epochenbewußtsein um 1918, dargestellt an der verzögerten Rezeption von Heinrich Manns *Der Untertan*, Sternheims *1913*, Hesses *Demian* und anderen Nachzüglern aus dem Kaiserreich in der Frühphase der Weimarer Republik. In: Michael Klein et al. (Hg.): Literatur der Weimarer Republik. Kontinuität – Brüche. Innsbruck 2002, S. 29-44.

Indem also Heinrich Mann die Inkonsequenz seines Protagonisten geißelt, nimmt er in Kauf, an der Institution des militärischen Dienstes selbst weniger fundamentale Kritik leisten zu können, wengleich die geistverächtlichen Rituale des Schleifens und der stupide Unterwerfungsdruck innerhalb der Armee-Hierarchie in den wenigen einschlägigen Episoden deutlich genug zum Ausdruck kommen.

### III.

Eine hierzu genau invers aufgestellte Ausarbeitung der Militärepisode, welche ja realiter auf das kurze Dienstlebens Thomas Manns bei seinem Einjährig-Freiwilligen-Einsatz in München zurückgreift, hatte unterdessen der ‚Inhaber‘ dieses Erlebnisses selber vorgenommen, für den es vermutlich eine eher zwiespältige Erfahrung gewesen war, seine wenig rühmliche Begegnung mit dem Soldatenleben im Roman des Bruders so vehement ausgeschlachtet und an eine Spottkarikatur deutschen Unterententums delegiert zu sehen. Und zwar geschah dies in den fiktiven Memoiren des Hochstaplers Felix Krull,<sup>30</sup> einem heiter-eleganten, modernen Schelmenroman, den Thomas Mann bereits seit 1908 unter der Feder hatte und für die Abfassung der im Sommer 1911 eingeschobenen Venedig-Novelle kurzzeitig beiseite schieben musste.

In diesem der *Picaro*-Tradition nachempfundenen<sup>31</sup> prosaischen Wagestück erprobte Thomas Mann zum ersten Mal den Diskurs einer hemmungslos narzisstischen Selbsterschaffung. Zwar weist der Protagonist einen romanisch-südlichen Einschlag auf und ist den Künsten und der Gelehrsamkeit nur an ihrer sinnlichen Oberfläche zugetan – das unterscheidet ihn diametral sowohl von den gewissenhaften hanseatischen Geschäftsleuten wie von den problemschweren, zerquälten Künstlergestalten in Thomas Manns früherem Werk. Und doch fand der Schriftsteller nach dem durch die Münchner Verheiratung vollzogenen großbürgerlichen Neustart ausgerechnet in der Figur dieses Filous die Möglichkeit, seinen traumwandlerischen Erfolg, der auf nichts als die eigene Phantasie und Sprachbegabung gründete, an einem bekennend frivolen Stellvertreter zu beschauen und bis ins bizarr Unglaubwürdige hinein zu forcieren. Anders und im Hinblick auf die stilistisch wenig überzeugende Zwischenstufe von *Königliche Hobeit* formuliert: das dort nur um den Preis einer gewissen trivialen Epigonalität vollziehbare Experiment narzisstischer Selbst-

<sup>30</sup> Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. Der Memoiren erster Teil. In: GkFA. Bd. 12.1, Frankfurt a. M. 2012.

<sup>31</sup> Bernhard F. Malkmus: *The German Picaro and Modernity*. London 2011, S. 98-120.

nobilitierung fand in den Bekenntnissen Felix Krulls eine zeitgenössisch viel überzeugender situierte und deshalb moralisch ungleich riskantere Fortsetzung.

Auch Felix Krull, bekennender Schwindler und erfindungsreiches Sonnenkind des Lebens,<sup>32</sup> sieht sich in seiner männlichen Jugend zu gegebener Zeit mit den Forderungen des Staates konfrontiert, die er im Modus des Einjährigen-Dienstes zu erfüllen hatte. Und wieder kommt es in der einschlägigen Initiationsszene der „Musterung“ – zu einer längeren Dienstverpflichtung kann die Kaserne den leichtlebigen Sohn des Rheingaus gar nicht in ihren Fängen festhalten – zu einer kritischen Begegnung zwischen Individuum und Militärwesen, allerdings mit ganz andersgearteter Gewichtung als im Falle des preußischen Untertanen. Geradezu gegenläufig zu Heinrich Manns Ausarbeitung – die dem eigentlichen Urheber der Anekdote wohl schon während der Anfertigung dieses Romankapitels (d. h., seit spätestens Ende 1912, Anfang 1913) bekannt war<sup>33</sup> – wird bei Thomas Mann die politische Kritik am Wilhelminismus anlässlich der Schilderung des Militärwesens weit zurückgedrängt, im Gegenzug kommt das pikareske Potential der Ausmusterung des ‚Helden‘ viel stärker zur Geltung, als dies bei Heinrich Mann der Fall war. Während Diederich Heßlings Protektion durch die illegitime Einflussnahme eines ranghohen Verbindungsmannes der „Neuteutonia“ innerhalb des Wertgefüges jenes Romans ein moralisches Ärgernis darstellt – ist es doch ein weiterer Beleg für die Autoritätsgläubigkeit, Ungerechtigkeit und Korruptionsanfälligkeit des deutschen Kaiserreichs –, kann im Falle des Felix Krull sein untapferes, geschmeidiges Entrinnen vor den Ärzten und Offizieren aus einer gewissen Komplizenschaft des Lesers heraus als ein sympathisches Bravourstück anerkannt und bewundert werden. Dabei treten bei der nun von Thomas Mann wieder übernommenen Episode fast identische Rollenverteilungen und Handlungsmuster auf, nur in der Disposition der Hauptfigur ist ein fundamental anderes Konzept am Werk.

<sup>32</sup> Krulls hochstaplerische Selbstinszenierung ist in der Forschung mehrfach in die Typologie des Narzissmus eingeordnet worden, teils mit, teils ohne Berücksichtigung der poetologischen Dimension der fortwährend umgestalterischen Selbst-Erfindung des Protagonisten. Vgl. etwa Hans Wysling: *Narzissmus und illusionäre Existenzform*. Zu den Bekenntnissen des Hochstaplers Felix Krull. Bern / München 1982; kritisch dazu: Joachim Pfeiffer: *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull – Narzissmus, Travestie, Performanz?* In: Ortrud Gutjahr (Hg.): *Thomas Mann. Würzburg 2012 (=Freiburger Literaturpsychologische Gespräche, Bd. 31)*, S. 313–326.

<sup>33</sup> Zur Entstehungsgeschichte des *Krull* während der Vorkriegsphase vgl. den Kommentar der Hg. in *Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*. In: *GkFA Bd. 12.2*, S. 9–40.

Es ist gerade die ausgeprägte Ähnlichkeit der ablaufenden Handlungsmuster, welche die Divergenz beider Szenen und ihre unterschiedliche Bewertung in den jeweiligen Kontexten so schlagend macht. Der ‚Bekennner‘ Krull ist bekanntlich ein autodiegetischer Erzähler seiner Jugendstrieche, der gelegentlich durchblicken lässt, dass sich die spätere Erzählsituation der Muße eines Zuchthauses verdankt, in dem er auf unbestimmte Zeit die kriminellen Folgelasten seines Verhaltens abbüßt. Als Charakter ist er insofern nicht nur potentiell unzuverlässig, sondern auch von betrügerischer Energie angetrieben. Dies bedenkend, erweckt die schonungslose Offenheit, mit der Krull seine kleinen Tricks und großen Lügen eingesteht, in den Lesern wiederum ein Vertrauen, das in der Tat schon an Komplizenschaft grenzt. Die Verschränkung von Betrug und Bekenntnis ist paradox: Gerade weil Felix Krull den Grundsatz *mundus vult decipi* zu seinem Lebensprinzip gemacht hat und dies in seinen Memoiren auch offen deklariert, nimmt ihm die Leserschaft die Taten, Etappen und Umstände seiner Lebensbeichte als ‚Wahrheit‘ ab, weil – so die Unterstellung – kein Mensch sich mit erfundenen Beschuldigungen selber schaden würde. Zu Beginn des Romans schließt das erzählende Ich mit dem Publikum den „autobiographischen Pakt“ (Lejeune), dass die in der Folge berichtete Lebensgeschichte „sich aus meinen eigens-ten und unmittelbarsten Erfahrungen, Irrtümern und Leidenschaften zusammensetzt“,<sup>34</sup> und dass der Berichtende bei seiner Darstellung dieses autobiographischen Materials „mit dem vollendetsten Freimut vorzugehen“ gedenke, hierbei „weder den Vorwurf der Eitelkeit noch den der Schamlosigkeit“ meidend.

Indes gehört zur Gattungsgeschichte des *Pícaro* nicht nur die Bemäntelung betrügerischer Absichten und die nachträgliche Beschönigung eigener Untaten, sondern auch das Herbeiflunkern nie stattgehabter Abenteuer und die auf Effekt getrimmte Dramatisierung eigentlich trivialer Vorkommnisse. Innerhalb der fiktionalen Diskurssituation der *Bekenntnisse* hätte es für den längst im Zuchthaus einsitzenden Krull *als Akteur* nicht mehr viel Sinn, seine betrügerischen Machenschaften kleinsagen zu wollen. Sehr wohl aber muss er *als Erzähler* nun darauf bedacht sein, den durchlebten Kapriolen eine gewisse biographische Folgerichtigkeit, stilistische Leichtigkeit und atmosphärische Eleganz zu verschaffen.<sup>35</sup> Wenn Krull zur Beteuerung seiner diegetischen Ehrlichkeit eingangs

<sup>34</sup> Mann: *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*, S. 9; das folgende Zitat ebd., S. 10.

<sup>35</sup> Zur stilistischen Inszenierung eines Aristokraten-Habitus durch sowohl die Lebens- wie die Erzählweise des Protagonisten vgl. Heidemarie Oehm: ‚Hochstaplelei‘ und Kunst in *Thomas Manns Roman Felix Krull*. In: Hartmut Eggert /

die rhetorische Frage aufwirft, welcher „moralische Wert und Sinn [...] wohl Bekenntnissen zuzusprechen“ sein würde, „die unter einem anderen Gesichtspunkt als demjenigen der Wahrhaftigkeit abgefaßt wären“,<sup>36</sup> so hat er damit das implizite Gegenargument schon angedeutet; weit stärker als solche moralischen Kriterien wiegt in seinem Falle die meisterliche Beherrschung des Stoffes unter Wahrung von Takt und Anstand, also des französischen Stilideales der *bienséance*. Wenn er im ‚richtigen Leben‘ schon sich mit seinen hochfliegenden Existenzträumen als ein Gescheiterter und Geächteter zu betrachten hat, so möge wenigstens der Rückblick auf dieses Scheitern die größtmögliche Wohlgeformtheit aufweisen; dies ist der unterschwellige zweite Kontrakt, den der Ich-Erzähler mit seinem Publikum im Sinne des wohlgefälligen und einverständigen Trugs vereinbart.

Was nun die Militärepisode, das fünfte Kapitel des Zweiten Buches, im Speziellen anbetrifft: Im Verhältnis zum autobiographischen Ausgangsmaterial ist notabene der Autor selbst hier derjenige, der ‚hochstapelt‘, wenn er die zunächst ziemlich schnöden Umstände seiner Dienstbefreiung dank hochstehender Protektion in ein kleines Virtuosenstück schauspielerischer Menschentäuschung umwandelt. Der Protagonist dieser Bekenntnisse ist seinerseits weder ein staatsfrommer preußischer Untertan, noch steht er der Obrigkeit mit grundsätzlicher Verachtung gegenüber; er orientiert sich an den gegebenen Verhältnissen, um sich in ihnen bestmöglich einzurichten und hier und da die geltende Wertordnung ein wenig zu eigenen Gunsten umzudefinieren. Jede Form der offenen Rebellion ist ihm nicht minder suspekt als die gedankenlose Einfügung ins Bestehende.

Krull handelte in dieser Angelegenheit denn auch vollkommen „der herrschenden Vorschrift genügend“, als er sich selbständig zum Antritt seines Einjährigen-Dienstes „bei der kriegerischen Behörde“ meldete und sich „im Aushebungsbezirke zur ersten Besichtigung vorstellte“.<sup>37</sup> Er begab sich zu diesem Zwecke in seine alte Heimat nach Wiesbaden, wohl wissend, dass bei dieser ersten Beschauung „der Würfel kaum fallen werde“, da „über Tauglichkeit und Einreihung“ erst die in zweiter Linie dann sich einschaltende „Oberersatzkommission“ befinden werde. Man sieht, dieser junge Mann war vorbereitet und mit den Abläufen, wiewohl er sie zum ersten und einzigen Male durchlief, bestens vertraut. Felix Krull hatte sich vorab bereits „über Gang und Handhabung des Musterungsgeschäftes“ genau unterrichtet und zur Vorbereitung auch einschlägige

Janusz Golec (Hg.): Lügen und ihre Widersacher. Literarische Ästhetik der Lüge seit dem 18. Jahrhundert. Würzburg 2004, S. 43-54.

<sup>36</sup> Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull, S. 10.

<sup>37</sup> Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull, S. 103.

medizinische Fachliteratur gewälzt. Der scheinbar so leichtfertige Lebenskünstler wollte augenscheinlich gerade in dieser Frage nichts dem Zufall überlassen. Überhaupt scheint zu seinen Erfolgsgeheimnissen zu gehören, dass das scheinbar so leicht und wie improvisiert Wirkende seines Verhaltens durchaus nicht ohne gewissenhafte Präparation zustande kam. „Denn Dreinstolpern war nie meine Art, eine ernste Sache in Angriff zu nehmen; vielmehr habe ich stets dafür gehalten, daß sich gerade mit dem äußersten, der gemeinen Menge unglaubhaftesten Wagemut kühlste Besonnenheit und zarteste Vorsicht zu verbinden habe“<sup>38</sup> – eine Maxime, die der junge Held irgendwann auf seinem weiteren Lebenswege offenkundig etwas aus dem Blick verloren zu haben scheint.

Die Prozedur der Musterung also konnte Krull dank seiner vorbereitenden Studien in gelassener Beobachterhaltung über sich ergehen lassen. Der rückblickende Erzähler nimmt denn auch Gelegenheit, dieses archaisch anmutende Ritual in einer fast feierlichen Ausführlichkeit vor die Augen der Leserschaft zu stellen, als wäre es der ethnographische Reisebericht aus einer fernen und fremden Welt. In einem „niedrigen, doch weitläufigen Balkensaal“,<sup>39</sup> will sagen: geradezu unter klassischen Theaterbedingungen, sammelte sich also die „Menge männlicher Jugend“,<sup>40</sup> um anhand einer langen Namensliste und in höchst schleppendem Fortgang von einem „Unteroffizier oder Feldwebel“ einzeln aufgerufen und in das benachbarte Untersuchungszimmer geschickt zu werden. Schon in der räumlichen Anordnung und in der Szenerie dieses Verfahrens erkennt Krull eine Demonstration der Macht, zu der Verhalten und Auftritt des Offiziers sodann noch das Ihre beitragen. „Das Gebaren jenes Chargierten war brutal und auf Einschüchterung berechnet. Öfters streckte er, tierisch gähnend, Fäuste und Beine von sich oder machte sich über den edleren Bildungsgrad derer lustig, die er an Hand der Stammrolle zum entscheidenden Gang aufforderte.“

In dieser Passage weist die Schilderung eine Reihe von sachlichen Entsprechungen zur Darstellung bei Heinrich Mann auf. Situation, Vorgehensweise und Verhalten der militärischen Stellen sind nicht einfach auf die Aushebung ihrer Rekruten angelegt, sondern sie zielen auf eine fundamentale Erniedrigung der Zivilisten als solcher, denen nun die zwangsweise Initiation in eine Welt von Befehl und Gehorsam bevorsteht. Mit dem Einreihen der Personen in eine listenförmig abgefertigte Masse, sodann mit dem Ablegen der Kleidung und der ärztlichen Beschauung ihrer Physis verlieren die eingezogenen jungen Männer jegliches Individual-

<sup>38</sup> Ebd., S. 102.

<sup>39</sup> Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull, S. 104; die folgenden Zitate ebd., S. 105

<sup>40</sup> Ebd.

gepräge. Einer besonderen Demütigung unterliegen dabei diejenigen, von welchen ein höherer Bildungsgrad oder eine wohl situierte Herkunft zu vermuten steht. Obwohl sich die Inszenierung von Autorität einfachster Mittel bedient, erweist sie sich gegenüber den ‚Subjekten‘, die ihr meist unvorbereitet und schutzlos ausgeliefert sind, als durchaus wirkungsvoll. Versammelt ist der gesamte soziale Querschnitt junger Männer, dessen Bandbreite Krulls Schilderung in einer genüsslich ausgebreiteten Sozio-skopie entfaltet. „Man sah hilflose Bauerntölpel und aufsässig gestimmte junge Vertreter des städtischen Proletariats; halbfine Kaufmannsgehilfen und schlichte Söhne des Handwerks; einen Angehörigen des Schauspielersstandes sogar, welcher durch fette und dunkle Erscheinung viel verstohlene Heiterkeit erregte“;<sup>41</sup> die Schilderung sozialer Diversität reicht noch erheblich weiter. Das zuletzt zitierte Detail indes gibt die zeitliche und sachliche Nähe zur entsprechenden Passage in Heinrich Manns Roman besonders gut zu erkennen. Desto bemerkenswerter ist, dass der dort ebenfalls genannte Schauspieler in Thomas Manns Version nicht mehr auf seine Homosexualität pocht, sondern die Fettleibigkeit des Diederich Heßling geerbt zu haben scheint.

All diese jungen Männer verschiedenen Schläges und Standes, darunter zarte „Muttersöhnchen“ sowohl wie auch „an Jahren vorgeschrittene Herren“, hatten sich pflichtschuldigst versammelt, um ihren Aufruf zur militärärztlichen Untersuchung zu erwarten. Die in solcher Musterungsprozedur spürbare Gewalt des Staates belangt die Kandidaten schon im Voraus und ergreift sie mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit. „Drei oder vier der Gestellungspflichtigen, deren Namen sogleich an der Reihe sein würden, standen, schon bis aufs Hemd entblößt, ihre Kleider über dem Arm, Stiefel und Hut in der Hand, barfüßig in der Nähe der Tür.“<sup>42</sup> Das Unerbittliche des Vorganges ist allein schon dazu angetan, den angehenden Soldaten Unbehagen und Respekt einzuflößen. Krull seinerseits, dem die alphabetische Ordnung einen relativ späten Platz in der Reihenfolge zuwies, hatte folglich genug Zeit, sich das Ganze aus einer gewissen Beobachterdistanz – und wie von außen – zu betrachten. „Ich nun für meine Person“, so erläutert der Selbstbiograph, „hielt mich einsam nach meiner Art, nahm am müßigen Geschwätz, an den grobkörnigen Späßen keinen Anteil und antwortete fremd und ausweichend, wenn eine Anrede an mich erging.“ Die Menge der Menschen und ihr bald „peinlich“ werdender Geruch stießen ihn ab, zugleich aber hatte er einen Auftritt vorzubereiten, welcher der inneren Sammlung und Konzentration bedurfte.

Hellhörig wird Felix Krull erst wieder, als gegen Mittag endlich die Namen mit dem „Buchstaben K“ beginnen; doch noch sind es, als wolle

das „Schicksal“ ihn „freundschaftlich necken“, einige früher gereichte K-Kollegen, „die Reihe der Kammacher, Kellermänner und Kiliane, auch noch der Knolls und Krolls wollte kein Ende nehmen“.<sup>43</sup> Eine freundschaftliche Neckerei veranstaltet in dieser Namensparade vor allem der Autor selbst, wenn er vor dem militärärztlichen Tribunal Kammacher und Kellermänner aufmarschieren lässt und damit, in Anspielung auf die *Seldwyla*-Novelle *Die drei gerechten Kammacher*, dem bewunderten Gottfried Keller einen (nur leicht bemäntelten) Gruß entbietet.<sup>44</sup> Die intertextuelle Referenz auf besagte Novelle hat insofern eine tiefere Bedeutung, als auch dort eine Konkurrenzsituation unter jungen Männern beschrieben wird, bei welcher erst kurz vor dem Ende deutlich wird, dass nicht physische, sondern psychologische Faktoren über den Ausgang des Kräftemessens entscheiden. Das „Wer zuletzt lacht...“ der sprichwörtlichen Volksweisheit gilt sowohl für die mit einem Wettrennen ausgetragene Rivalität unter den drei Keller’schen Gesellen, wie sie auch im Hinblick auf das ‚erfolgreiche‘ Durchstehen der Musterungsprozedur im Falle Felix Krulls Anwendung findet. Denn seine Parameter des Erfolgs divergieren erheblich von denjenigen der als weniger reflektiert beschriebenen Mitwelt, für welche die militärische Dienstauglichkeit einen unbestrittenen Wert sozialer Anerkennung darstellt.

Felix Krull aber wird – als naturbegabter und milieugeschulter Dandy, der er ist<sup>45</sup> – seine ganze Energie und soziale Einfühlungsgabe darein setzen, einen längeren Aufenthalt im unersprießlichen Milieu soldatischen Drills tunlichst zu vermeiden. Er hatte sich für die Begegnung mit dem Musterungswesen, und vor allem für den ärztlichen Untersuchungsteil, schon lange im Voraus eine raffinierte Strategie überlegt, deren Methode und Zielsetzung er allerdings als geschickter Erzähler vor seinem Publikum bis in die Schilderung dieser Episode hinein noch verborgen halten muss, um nicht vor der Zeit dieses Abenteuer seiner inneren Spannung zu berauben. Sein Trick besteht kurzgefasst darin, dass er seine eigentlichen Absichten geheimhält und stattdessen eine gegenteilige Haltung zur Schau stellt. Während also das wahre Ziel seines Auftretens vor der Musterungskommission darin besteht, auf keinen Fall als militärtauglich eingestuft zu werden, handelt und redet Krull vor den verantwortlichen Stellen ganz so, als könne er es kaum erwarten, dem Vaterland als tapferer Kriegsmann zu dienen. Felix Krulls Erscheinen vor den Stabsärzten ist ein

<sup>43</sup> Ebd., S. 107.

<sup>44</sup> Yahya Elsaygh: Thomas Mann und die kleinen Unterschiede. Zur erzählerischen Imagination des Anderen. Köln 2004, S. 45.

<sup>45</sup> Anne Kristin Tietenberg: Der Dandy als Grenzgänger der Moderne. Selbststilisierungen in Literatur und Popkultur. Münster 2013, S. 347-413.

<sup>41</sup> Ebd., S. 105.

<sup>42</sup> Ebd., S. 106; das folgende Zitat ebd.

wohlinstudierter schauspielerischer Auftritt, sein Akteur hat hierbei nichts dem Zufall überlassen.

Angetan mit einem „jener weißen Stärkhemden“,<sup>46</sup> die ihm fast als einziger Besitzstand aus dem familiären Konkurs geblieben waren, erzielt Krull von vornherein eine respektvolle Behandlung und Beachtung seiner Person, sodass von dem ansonsten so schikanösen Unteroffizier diesmal jeglicher Spott unterbleibt und der Kandidat, statt einen Befehl erteilt zu bekommen, beim verstörten Militärbediensteten sogar nachfragen muss, ob er bereits eintreten solle. Jenseits der Schwelle muss Krull dann das edle Gewand allerdings ablegen und sieht sich unter etlichen anderen Männern nun einer „Nacktheit“ ausgesetzt, von welcher die herrschende Meinung fälschlich behauptete, dass sie „gleichmacherisch sei“. Der schöne Felix hingegen beteuert, dass „wahre und wirkliche Rangordnung“ unter den Menschenleibern „erst im ursprünglichen Zustand sich herstelle“,<sup>47</sup> er ist also unter diesen Umständen genau in seinem Element. Nochmals ist nach dem Entkleiden eine Absperrung zu durchlaufen, bis Krull endlich, nackt und bloß, vor jener Kommission steht, die über sein künftiges Geschick befinden wird. Als er an die versammelte Runde herantritt, kommt ihm von einem der Mitglieder die wohlwollend gemeinte Bemerkung entgegen: „Das ist ein Einjähriger“, während ein anderer der Experten sogleich korrigiert, Krull sei durchaus „nur ein Rekrut“, habe also keinen Anspruch auf verkürzten Dienst. Krull selbst fährt sogleich mit einer vorpreschenden Bemerkung in die Verhandlung seines Falles hinein, indem er versichert: „Ich bin vollkommen diensttauglich.“<sup>48</sup> Dass eine ungefragt abgegebene Einschätzung, noch dazu vom Betroffenen selbst, schon aus Autoritätsgründen zurückgewiesen und gemäßregelt werden muss, versteht sich; insofern konnte Krull die ihm denn auch prompt erteilte Zurechtweisung, eine solche Feststellung entziehe sich seiner Beurteilung, schon vorhersehen. Doch umso vorteilhafter, wenn ihm das Militärwesen just an diesem Punkte zu widersprechen gesonnen war!

Das wirksame Verbergen der eigenen ‚Wehr-Unwilligkeit‘ hängt in diesem Falle vollständig davon ab, wie zwingend Krull das Komitee vom Gegenteil überzeugen, also die eigene dringende Dienstbereitschaft vortäuschen kann. Die zur Täuschung eingesetzten Kräfte der *simulatio* und *dissimulatio*,<sup>49</sup> so eine alte Weisheit aus dem Repertoire der Intrigen-

kunst,<sup>50</sup> bedingen einander gegenseitig und müssen zusammenwirken. Statt eines schlichten Ablaufes von Frage und Antwort, wie er üblicherweise der eigentlichen medizinischen Untersuchung vorgeschaltet ist, kann Krull dieses Anamnese-Gespräch zu einer sanft, aber nachdrücklich von ihm selbst gelenkten Spielszene umfunktionieren. Die geforderten Auskünfte zu Beruf und Familie erteilt Krull zwar den Tatsachen entsprechend und sogar mit übertriebener Emphase. Diese betonte Beflissenheit (*simulatio*) aber lässt – so der intendierte Effekt für das Publikum – gerade dadurch desto deutlicher die wunden Punkte und Lücken seines Lebenslaufes hervortreten (*dissimulatio*), etwa den fehlenden Schulabschluss, dessen Gründe der Kandidat nur widerstrebend und mit einem Ausdruck tiefster Scham preisgibt, ein „wiederkehrendes Unwohlsein“, das ihn „öfter bettlägerig“ gemacht habe.<sup>51</sup> Die korrespondierenden Tendenzen von Vortäuschen und Verbergen geraten durch dieses demonstrative Spiel hier auf wohlkalkulierte Weise selbst ins Blickfeld des Gegenübers. In die höhere Schule der Täuschungslist schwingt sich Krull dadurch auf, dass er seinen ärztlichen und militärischen Prüfern sogar den *Verdacht* nahelegt, hier könne es sich um einen Fall versuchter Täuschung handeln, einer Täuschung allerdings, die den Tauglichkeits-Befund erzwingen wolle, wo er eigentlich nicht gewährleistet sei.

Während Krull also weiterhin mit hehren Worten *simuliert*, auf jeden Fall und ungeschmälert soldatischen Dienst tun zu wollen, da er sich „für alle Waffengattungen bestens geeignet“ fühle, spricht sein körperliches Auftreten (ähnlich wie die ihm nur widerwillig entlockte Anamnese) eine ganz andere Sprache; jene der manifesten Symptome einer schwerwiegenden nervösen Störung, die der Betroffene mühsam unterdrücken zu wollen (zu *dissimulieren*) scheint. Krull hatte seit seinem Erscheinen vor der Kommission „halb unbewußt und ganz aus dem Stegreif ein keineswegs aufdringliches, aber häufig wiederkehrendes und in der Ausführung eigentümliches Schulterzucken angenommen“.<sup>52</sup> Diese auffallenden Züge verstärken sich noch, sobald Krull in Erregung gerät, insbesondere als sein Versagen in der Schule und das unrühmliche Ende des Vaters durch Alkoholismus und Suizid zur Sprache gelangen; nach medizinischem Kenntnisstand der Zeit sind erbliche Vorbelastungen des Rekruten Krull also keineswegs von der Hand zu weisen.

Schließlich, um dem Scharfsinn ärztlicher Schlussfolgerungen nicht allein die Entscheidung zu überlassen, steigert sich Krull in einen regel-

<sup>46</sup> Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull, S. 107.

<sup>47</sup> Ebd., S. 108.

<sup>48</sup> Ebd., S. 111.

<sup>49</sup> Alois Hahn: Inszenierung von Unabsichtlichkeit. In: Erika Fischer-Lichte (Hg.): Theatralität und die Krisen der Repräsentation. Stuttgart / Weimar 2001, S. 178-197, hier S. 178; vgl. auch Kerstin Schulz: Identitätsfindung und Rollenspiel in

Thomas Manns Romanen *Joseph und seine Brüder* und *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*. Frankfurt a. M. 2000, S. 507-509.

<sup>50</sup> Peter von Matt: Die Intrige. Theorie und Praxis der Hinterlist. München 2006.

<sup>51</sup> Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull, S. 114.

<sup>52</sup> Ebd., S. 112.

rechten Anfall hinein, der dem Muster eines epileptischen Ohnmachtszustandes folgt. Der Gesichtsausdruck des Patienten verzerrte sich „auf [...] schreckenerregende Art“, ein „widernatürliches Mienenspiel“ deutete Gemütsvorgänge an – „Empfindungen [...] blödseliger Heiterkeit, krasen Erstaunens, irrer Wollust, entmenschter Qual und zähnefletschender Tollwut“, deren Vorstellung, so der Icherzähler rückblickend, „schlechterdings nicht von dieser Welt gewesen wären“.<sup>53</sup> Auch wenn die damit gesetzte Grenze der Ekphrasis den Überschwang stilistischer Anverwandlung bremst, so tut Krull, tut vor allem der Roman in dieser Passage des Grotesken und Fratzenhaften einiges zuviel, auch wenn der rezitierende Vortrag dieses Anfalls sicher nicht ohne Reiz ist. Das subtile, ausbalancierte Wechselspiel von simulierender und dissimulierender Manipulation, mit welchem Krull bis dahin sein fachkundiges Publikum eigentlich schon vollständig zum beabsichtigten Ziele dirigiert hatte, erleidet durch diese vergrößerte, exzessive Performanz immerhin einen erheblichen Schaden. An dieser Überspitzung zeigt sich ein gewisses, dem klassischen Paradox des Schauspielers verwandtes Dilemma. Der fatale Ehrgeiz Krulls besteht darin, für schauspielerische Leistungen, die gerade deshalb erfolgreich sind, weil sie nicht als solche bemerkt werden, zugleich die Anerkennung des Virtuosen zu beanspruchen.<sup>54</sup>

Dem intendierten Effekt allerdings tut diese fratzenhafte Übertreibung in der Musterungsepisode keinen Abbruch. Zurückfindend zum vorherigen Understatement, kommentiert Krull seine mentale Absenz mit der Entschuldigung, er sei wohl „einen Augenblick etwas zerstreut“ gewesen.<sup>55</sup> Das in der Gesamtwürdigung seiner schauspielerischen Einlage ergehende ‚Urteil‘ der Kommission lautet denn auch just so, wie es Krulls Dramaturgie als Wunschergebnis vorgesehen hatte. „Der Gestellungspflichtige [...] leidet an epileptoiden Zufällen, [...] die hinreichen, seine Diensttauglichkeit unbedingt auszuschließen.“ Der „Exploration zufolge“, so führt der Arzt weiterhin aus,

liegt erbliche Belastung von seiten eines trunksüchtigen Vaters vor, der nach seinem wirtschaftlichen Zusammenbruch durch Selbstmord endete. Die Erscheinungen der sogenannten Aura waren in den freilich unbeholfenen Schilderungen des Patienten unverkennbar. [...] Außerordentlich bezeichnend für die Natur des Leidens

ist die Verschwiegenheit, die der Patient über seine Erfahrungen beobachtete; denn bei offenbar mitteilbarem Charakter hielt er sie geheim gegen jedermann, wie wir hörten.

Der zuständige medizinische Sachverständige reproduziert nicht nur getreulich und gemäß geltendem wissenschaftlichem Kenntnisstand das dargebotene Symptomrepertoire, das sich seinerseits dem von Krull angeeigneten Handbuchwissen verdankte. Der Arzt zieht darüber hinaus auch genau jene ätiologischen Rückschlüsse auf erbliche Vorbelastung, die ihm die scheinbar widerwillig gegebenen Auskünfte über den familiären Hintergrund suggerierten. Im Handumdrehen ist innerhalb der Verkündung des Befundes aus dem Gestellungspflichtigen für den ärztlichen Blick ein „Patient“ geworden; noch dazu einer, an dessen subjektiver Einsatzwilligkeit ebensowenig zu zweifeln sei wie an seiner objektiven Untauglichkeit für den soldatischen Dienst. Ein letztes ‚Aufbäumen‘ Krulls, der sichtlich enttäuscht zu bedenken gibt, das Soldatenleben werde auf seine Gesundheit doch immerhin kräftigenden Einfluss ausüben, wird mit barscher Entschiedenheit weggewischt. Das Verdikt des Oberstabsarztes, die Kaserne sei schließlich „keine Heilanstalt“,<sup>56</sup> gibt nochmals eine ironische Kontrafaktur zu der bei Heinrich Mann glossierten Krankengeschichte des ungelenken Untertanen Diederich Heßling ab. Jener hatte beim Exerzieren sogleich den Leidenden gespielt, allerdings ohne damit auf Verständnis oder Erbarmen seiner militärischen Vorgesetzten zu stoßen.

Das Spiel Krulls wiederum wirkte überzeugend gerade darin, die zutage getretenen Insuffizienzen nicht als Ausflucht eines Rekruten vor der militärischen Pflicht erscheinen zu lassen, sondern die erlangte Diagnose einzig dem eigenen detektivischen Scharfsinn der Prüfungsinstanz zuzuschreiben. Schlimmer als die Fehldiagnose selbst ist demnach die naive Übertölpelung, durch die sie zustande kommt. Der komödiantische Einschlag dieser Szene geht deshalb eindeutig zu Lasten des militärischen Stabes, dessen amtierende Personen sich durch die einfachsten Tricks – ein wenig psychologisches Einfühlungsvermögen, ein paar zusammengelesene Krankheitsmuster, ein gewisses mimetisches Talent – haben täuschen und in die Irre führen lassen. Wenn es so einfach ist, dem Zugriff der Staatsorgane zu entgehen, und darüber hinaus auf so elegante und heitere Weise zu bewerkstelligen, dann geht auch der allgemeine Dienstleister jenseits dieses Schelmenstückes nicht unbeschadet aus diesem Abenteuer hervor.

<sup>53</sup> Ebd., S. 120.

<sup>54</sup> Stefan Helge Kern: Die Kunst der Täuschung: Hochstapler, Lügner und Betrüger im deutschsprachigen Roman seit 1945 am Beispiel der Romane *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*, *Mein Name sei Gantenbein* und *Jakob der Lügner*. Hannover 2004, S. 121.

<sup>55</sup> Mann: *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*, S. 122; die folgenden Zitate ebd., S. 123.

<sup>56</sup> Ebd., S. 124.

## IV.

Neben die satirische Kritik Heinrich Manns am willfährigen, aber zugleich höchst untüchtigen Phänotyp des Untertanen stellt der Schelmenroman Thomas Manns die fröhlich-frivole Unterwanderung der soldatischen Rhetorik von innen, durch die raffinierte Ausnutzung ideologischer Voreingenommenheit und tumber Urteils-Reflexe. Gerade weil das Menschenbild der Stabsärzte überall Weichlinge und Drückeberger vermutet, sieht es sie dort ausgerechnet nicht, wo jemand mit dreister Verve seinen Eigeninteressen folgt. Die schauspielerische Privatvorstellung, die Felix Krull vor der genarrten Musterungskommission bietet, stellt innerhalb des ohnehin auf stilistische Virtuosität haltenden Romans eines der glanzvollsten Kabinetstückchen dar, das zweifellos auch beim Vorlesen vor Publikum einen vergnüglichen Eindruck machte. Ein Triumph der ästhetischen Haltung zur Welt. Wie schon bei seiner eigenen kurzen Dienstzeit bedenkt Thomas Mann im Falle Krulls vornehmlich die Frage der *bella figura*; auch über den jungen Mann mit angehender Hochstaplerkarriere wird mit gewissem Bedauern festgehalten, „wie vortrefflich, natürlich und überzeugend“ ihm „der Waffenrock [...] angestanden haben würde“<sup>57</sup> – eine bloße Rollen-Anmutung auch dies.

Wenn leichtsinnige Frechheit gegen die schicksalsschwere Kaserendumpfhheit obsiegt, ist zwar damit noch keine direkte politische Kritik impliziert (schließlich lässt der Lebenskünstler Krull die Instanzen der Autorität als solche unangetastet), doch bleibt bei den ins Lächerliche gezogenen Chargen ein erheblicher Image-Schaden haften. Dies konnte und musste zum Problem werden in einer Zeit, in der die militärische Aufrüstung, wo nicht schon die faktische Kriegsvorbereitung selbst, als das Gebot der Stunde galt. Um die durchaus spannungsreichen Aspekte im Verhältnis zur politischen Situation in der unmittelbaren Vorkriegszeit zu bedenken, sind abschließend nochmals die zeitgeschichtlichen Hintergründe der Arbeit am Hochstapler-Roman, zumindest was die erste Werkphase angeht, etwas näher zu betrachten.

Im Motivhaushalt und allgemeinen schöpferischen Werkprozess Thomas Manns spielten Überlegungen zur Romanfigur eines Hochstaplers schon kurz nach der Jahrhundertwende eine heuristisch wirksame Rolle; nicht zuletzt, weil das Selbstbild des jungen Autors seinerseits an dem Delikt der Hochstaperei gewisse Züge des eigenen literarischen Werdegangs genauer zu erfassen und darzustellen versuchte. Die ersten explizit dem Krull-Komplex zurechenbaren Notizen stammen aus dem Jahr 1905 und befinden sich am Ende des Notizbuches 7. Im Jahr 1906 legte der Schriftsteller eine Sammlung einschlägiger Motive vor allem zur

<sup>57</sup> Ebd., S. 125.

Kindheitszeit und zur narzisstischen Disposition des Helden an, der gemäß dieser Entwürfe eine ausgeprägte „Liebe und Zärtlichkeit für seine eigene, auserlesene Person“<sup>58</sup> aufweisen sollte. Erst nach Abschluss des Romans *Königliche Hoheit* im Februar 1909 widmete sich Thomas Mann vorrangig der konzeptionellen Ausarbeitung des neuen Projekts, das zunächst den Romantitel *Der Hochstapler* erhielt. Skizziert wird in der Folge die Berufslaufbahn des Protagonisten, der als Kellner und Hotelbedienter in den Umgang mit der feinen und reichen Gesellschaft geraten und dann mit einem jungen Aristokraten die Identität tauschen würde, um unter falschem Namen eine Weltreise anzutreten.

Thomas Mann konnte für diese Handlungsstrecke neben dem Aufsehen erregenden Fall des rumänischen Hochstaplers Manolescu<sup>59</sup> auch das Reisetagebuch seiner Schwiegermutter Hedwig Pringsheim nutzen, die im Winter 1907/08 ihren Sohn Erik in Argentinien besucht hatte.<sup>60</sup> Im Februar 1910 setzte dann die erste Phase der Niederschrift ein, die im Sommer 1911 für die Ausarbeitung des Venedig-Stoffes unterbrochen und hernach dann erst im Juli 1912 erneut aufgenommen wurde. Bis zur großen Unterbrechung der Schreibearbeit, nämlich vom Sommer 1913 bis Ende des Jahres 1950, konnte Thomas Mann das gesamte Buch der Kindheit des Protagonisten sowie die ersten fünf Kapitel des zweiten Buches fertigstellen, während das sechste Kapitel dieses zweiten Teils vermutlich noch nicht ganz abgeschlossen war. Über die möglichen Gründe für diese „epochale Unterbrechung“<sup>61</sup> ist vielfach und in verschiedenste Richtung spekuliert worden; eine gewisse Erschöpfung des autobiographischen Motivvorrats mag ebenso eine Rolle gespielt haben wie die Ermüdung bei der spezifischen stilistischen Spannung, unter welcher dieser Memoirenton aus der Sicht des Autors nur durchzuführen war. Vor allem aber schien die schiere Existenz eines in hochmöglicher Täuschung der Lebenskunst und dem Genusse frönenden Künstler-Individuums spätestens mit dem Ende der Vorkriegsgesellschaft ebenso obsolet geworden zu sein wie etwa auch der moribunde Müßiggang auf dem Davoser *Zauberberg*.<sup>62</sup> In einem Brief an den französischen Germanisten Félix Bertaux gab Thomas Mann im November 1923, also nach seiner sogenannten republikanischen ‚Wende‘, zu verstehen, er sei seinerzeit in der Ausarbeitung des

<sup>58</sup> Kommentar der Hg. in Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. In: GkFA Bd. 12.2, S. 17.

<sup>59</sup> Vgl. Eva Schiffer: Manolescu's Memoirs: The Beginnings of *Felix Krull*. In: Monatshefte 52, November 1969, S. 283-292.

<sup>60</sup> Vgl. Kommentar der Hg. in Thomas Mann: Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull. In: GkFA Bd. 12.2, S. 20.

<sup>61</sup> Ebd., S. 27.

<sup>62</sup> Vgl. ebd., S. 28f.



Stoffes steckengeblieben, weil er den „extrem individualistischen, unsozialen Charakter des Buches als unzeitgemäß“ erkannt habe.<sup>63</sup>

Vielleicht aber war die dreiste Karriere des Hochstaplers im Gegenteil sogar ‚allzu‘ zeitgemäß. Ein Draufgänger, welcher von der Vertauschung sozialer Hierarchien lebte, und zwar spielend, mochte sich zum Ernst der Lage des Jahres 1913 womöglich deshalb nicht so gut schicken, weil die an Krulls Schicksal ablesbare Beweglichkeit der gesellschaftlichen Ordnung drauf und dran war, sich zu einem allgemein als Vorahnung verbreiteten Grundgefühl auszuwachsen. Mit dem Krieg würde das auf monarchische Repräsentation gestützte Staatswesen plötzlich von administrativen, militärischen und auch monetären Sachzwängen beherrscht werden, würden die Generäle und die Stäbe das Regiment übernehmen. Zum neuen Leitwort wurde der Begriff der „Organisation“,<sup>64</sup> der eine Zweckrationalität eigener Art in den politischen Diskurs einführte und die alte Werteordnung binnen Kurzem aus den Angeln hob. Der wunderbare Aufstieg des kleinen Liftboys zum adligen Müßiggänger, von dem Krulls Lebensbeichte so anmutig berichtet, war nur das seitenverkehrte Spiegelbild jener sozialen Abstürze, die im und vor allem nach dem Kriege zahlreichen vermögenden Familien widerfuhren.

Indem der junge Hochstapler sich dreist an die Stelle der eben noch von ihm Bedienten setzt, greift er gleichsam dem kollektiven ‚Klassenwechsel‘ einer sozialen Umbruchphase vor. Es würde bald schon die Zeit kommen, in der die Lifte und Drehtüren der Grandhotels allerlei Neulingen den Weg eröffnen und damit zum neuen emblematischen Inbegriff der Fortuna avancieren würden. Dass mit den Turbulenzen der Inflationsjahre soziale Mobilität auf eine zuvor unvorstellbare Weise Einzug halten und der alltägliche Geschäftsschwindel das Wirtschafts- und Gesellschaftsleben dominieren würde, konnte man unter Vorkriegsbedingungen sicherlich noch nicht im Detail voraussehen. Doch war es Thomas Mann sehr wohl bewusst, dass er sich um die ‚Modernität‘ gerade dieses Stoffes eigentlich keine Sorgen zu machen brauchte. Die Weltepoche dieses geistvollen Trickbetrügers war nicht die der Vergangenheit, sondern diejenige einer eben erst anbrechenden Zukunft.

<sup>63</sup> Thomas Mann an Félix Bertaux, 21.11.1923. In: GkFA Bd. 22: Briefe II 1914-1923, S. 491.

<sup>64</sup> Noch vor den einschlägigen Stichwortgebern der volkswirtschaftlichen Organisationslehre beschrieb Thomas Mann in seinen *Gedanken im Kriege* im Herbst 1914 die Besonderheit deutscher Kultur mit dem Leitbegriff der „Organisation“ und führte die Wirkung des Augusterlebnisses auf das „Ineinanderwirken von Begeisterung und Ordnung“ zurück. Thomas Mann: *Gedanken im Kriege*. In: GkFA Bd. 15.1: Essays II. 1914-1926. Frankfurt a. M. 2002, S. 29.

Als allzu zeitgemäß mochte sich in der Phase des neuerlichen Stockens (also nach der Wiederaufnahme 1912) gerade die jüngst ausgearbeitete Partie der frivolen Staatsflucht erwiesen haben, von der Thomas Mann im Jahr 1913 beim Vorlesen gerne Gebrauch gemacht zu haben scheint. Zu den effektiv eingesetzten Lieblingsstücken des Schriftstellers zählte neben dem Kapitel der „Schulkrankheit“, das bei einem Auftritt in Stuttgart freilich ob der „Kälte“ seines Humors befremdete,<sup>65</sup> gerade auch die Musterungsszene, welche Thomas Mann bei einer öffentlichen Lesung in München im Februar 1914 zum Besten gab. Wie es auch ansonsten seiner Vorgehensweise entsprach, dürfte er das Kapitel hinsichtlich seiner Auftrittsfähigkeit vorab in kleinerem Kreise bereits einem Testlauf unterzogen haben, vermutlich am 22. Februar 1913, für den das Tagebuch von Hedwig Pringsheim den Vortrag eines amüsanten Kapitels aus dem *Hochstapler* notiert.<sup>66</sup> Nach der öffentlichen Lesung ein Jahr später berichtete die *München-Augsburger Abendzeitung*, Thomas Mann habe eine „erheiternde Abschilderung der Drückebergereien des jungen Gestellungspflichtigen bei der militärischen Musterung“<sup>67</sup> dargeboten. An den möglicherweise defaitistischen Implikationen der Szene scheint man in diesem Falle keinen Anstoß genommen zu haben.

Während des Krieges allerdings befürchtete Thomas Mann, daß just die beiden Virtuosenstücke des Simulanten Krull unter den geänderten Zeitumständen womöglich öffentlichen Unmut erregen würden. Als er 1917 um einen Kapitel-Abdruck für eine Soldatenzeitung angefragt wird, wählt der Schriftsteller just die Schulkrankheits-Episode aus, um die „Möglichkeit oder Unmöglichkeit“ einer derzeitigen Publikation darzutun.<sup>68</sup> Die Skepsis mochte schon im Falle des maliziösen Schuleschwänzens ihre Berechtigung haben; desto begründeter war sie bezüglich der Ausmusterung – einem Thema, das ohnehin den neuralgischen Punkt des vom Schreibtisch aus die Zeitlage kommentierenden Autors bildete. Dieselben Exkulpationsstrategien eines „Gedankendienstes mit der Waffe“,<sup>69</sup> welche sich Thomas Mann für seine *Betrachtungen eines Unpolitischen* zu rechtlegte, kamen auch zur Verteidigung seines antimoralischen Schelmen zur Anwendung. Im Grunde sei Krull „ein Militarist, wie übrigens alle meine Helden“,<sup>70</sup> so die kecke Schutzbehauptung des Autors. Gleichwohl konzidiert er resignierend: „Aber in den nächsten zehn Jahren werde ich wohl öffentlich nicht daraus vorlesen können.“ Unabhängig von den

<sup>65</sup> Thomas Mann: *Gedanken im Kriege*, S. 31.

<sup>66</sup> Vgl. ebd.

<sup>67</sup> Ebd., S. 31.

<sup>68</sup> Vgl. ebd., S. 29.

<sup>69</sup> Ebd.

<sup>70</sup> An Paul Amann, 11.7.1918. In: GkFA Bd. 22: Briefe II: 1914-1923, S. 239.

Zeitläuften betrachtete Thomas Mann die Musterungsepisode in diesen Überlegungen des Jahres 1918 als die „beste bisher geschriebene Szene“ und zeigt sich auch 1921 wieder hoch erfreut, ja sogar „aufrichtig überrascht durch die Komik und Lustigkeit der militärischen Untersuchung“.<sup>71</sup>

Es hätte gefälliger, vor allem harmlosere Kostproben aus den fertiggestellten Kapiteln des liegengelassenen Schelmenromans gegeben. Und doch konnte der Schriftsteller von dem offensiven, tolldreisten Affront der Düpierung des Militärs nicht lassen. Dort lag sein eigener wunder Punkt verborgen, und es gab augenscheinlich eine bessere Form der Selbstverteidigung, als dieses eigene soldatische Defizit weiter schamvoll zu verschweigen oder durch rhetorische Manöver zu bemänteln, wie es die offiziellen Stellungnahmen lange genug und vergleichsweise fadenscheinig getan hatten. Mit der publizistischen Hervorkehrung des Untauglichkeits-Schauspiels ließ Thomas Mann das alter ego seines Hochstaplers die Flucht nach vorn antreten.

Yahya Elsaghe

**Konzeptionen von Männlichkeit und ihre sozialgeschichtliche Interpretierbarkeit in Thomas Manns frühesten Erzählungen:  
Eine Fallstudie zum *Kleinen Herrn Friedemann* und seiner  
Rezeptionsgeschichte**

**Die Männerchen des Frühwerks**

Wenn man sie als diejenigen definiert, die noch vor den *Buddenbrooks* erschienen sind, dann bieten Thomas Manns früheste Erzählungen in Hinblick auf die „Konzeptionen von Männlichkeit“ ein so einheitliches Bild, dass sich die Pluralform dieses Titels erübrigt. Die „Männerchen“, von denen Thomas Mann einmal behauptete, dass er sich in ihnen samt und sonders selber porträtiert habe,<sup>1</sup> sehen sich zum Verwechseln ähnlich. Die geradezu zwanghafte Regelmäßigkeit, mit der ihre Merkmale zu immer wieder ähnlichen *sets* zusammenfinden, scheint einen persönlichen Leidensdruck des Autors anzuzeigen und insofern dessen Selbstkommentar über die autobiografische Bedingtheit der Texte durchaus zu beglaubigen. Wie der Autor selber, der es im Turnen nicht über die Zensur „mangelhaft“ brachte,<sup>2</sup> befinden sich all die Männerchen in größtmöglichem Abstand zum Männlichkeitsideal des Wilhelminismus, wie es etwa der Erzähler von *Jappe und Do Escobar* benennt: „als Kraft, Mut und jederlei rauhe Tugend unter uns Jungen sehr hoch im Preise stand und alles mögliche für weichlich galt.“<sup>3</sup>

Der Bajazzo in der gleichnamigen Erzählung ist ausdrücklich „militäruntüchtig“.<sup>4</sup> Und offenbar kommt ein Duell – Duell als *das* männlich-martialische Ritual schlechthin – nicht zustande, zu dem der kleine „Held“<sup>5</sup> von *Gefallen* einen „alten Herrn“ herausfordert, einen „arme[n] alte[n] Mann“ und „unglückliche[n] Greis“ „mit zitternden Händen“ und

<sup>71</sup> Thomas Mann: Tagebücher 1918-1921. Hg. von Peter de Mendelssohn. Frankfurt a. M. 1979, S. 524.

<sup>1</sup> Thomas Mann: *Bilse und Ich*. In: Große kommentierte Frankfurter Ausgabe. Bd. 4.1: Essays I. 1893-1914. Frankfurt a. M. 2002, S. 95-111, hier S. 111. Im Folgenden wird diese Ausgabe mit der Sigle GkFA nachgewiesen.

<sup>2</sup> Julius Schubring / Ludwig Hermann Baethcke: Abgangszeugnis. Paul Thomas Mann. 16. März 1894. In: Hans Wysling / Yvonne Schmidlin (Hg.): *Thomas Mann. Ein Leben in Bildern*. Zürich 1994, S. 63.

<sup>3</sup> Thomas Mann: *Wie Jappe und Do Escobar sich prügeln*. In: GkFA. Bd. 2.1: *Frühe Erzählungen*. 1893-1912. Frankfurt a. M. 2004, S. 482-500, hier S. 482f.

<sup>4</sup> Thomas Mann: *Der Bajazzo*. In: GkFA. Bd. 2.1: *Frühe Erzählungen*. 1893-1912, S. 120-159, hier S. 132.

<sup>5</sup> Thomas Mann: *Gefallen*. In: GkFA. Bd. 2.1: *Frühe Erzählungen*. 1893-1912, S. 14-49, hier S. 17, 37, 42f., 44.